UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Tambour von Wagram

Saint-Hilaire, Emile Marco de

Leipzig, 1846

Der Tambour von Wagram.

urn:nbn:de:hbz:466:1-60002

Visual Library

Der
Tambour von Wagram.

1.

Der kleine Wachtposten der Manufactur.

Zur Zeit des Directoriums befand sich auf der Straße, welche von Saint Cloud nach Severs führt, dicht bei dem Dorfe Bellevue, ein kleiner Ort von zwei Häuserreihen, welche, obgleich etwas getrennt, dennoch einen Winkel bildeten. Die eine derselben blickte auf die Anhöhen von Bellevue, die andere auf die Chaussee von Severs, und auf eine der Pforten, welche in den Park von Saint Cloud führten. Die letztgenannte bestand aus einem Gebäude von schlechtem Aeußeren, mit Schiebefenstern und mit einer eisenbeschlagenen Thür, welche auf die Landstraße hinaus ging. Dieses unansehnliche,

ein Stockwerk hohe Haus diente vor ungefähr 50 Jahren den Gebrüdern Seguin als Magazin, wo sie das von ihnen gefertigte Leder aufbewahrten, welches sie später den Lieferanten der Republik verkauften.

Als Bonaparte Consul wurde und Saint Cloud zu seinem Sommer-Aufenthalte wählte, warf man den Blick auf die beschriebenen Gebäude, um daraus einen Wachtposten für die Cavallerie und einen für die Infanterie zu schaffen. Der Ankauf derselben war bald beschickt. Man besserte die Häuser aus, so gut es sich thun ließ, und im Jahre 1802 wurde ein Piket Grenadiere zu Pferde in den geräumigsten Theil derselben gelegt, während ein kleiner Posten Grenadiere zu Fuß das gewesene Ledermagazin besetzte. Da diese Stelle nur einen Flintenschuß von den Manufacturen von Severs entfernt war, so nannte man sie „den kleinen Wachtposten der Manufactur, einen Namen, den sie noch 1815 führte, wo das feindliche Militair dort so großen Schaden anrichtete, daß die Civilliste Ludwigs XVIII. es nicht für gerathen fand, die Gebäude wieder zu restauriren. Sie stan-

den daher verödet da und wurden nicht benutzt, wie man sie noch heutigen Tages sieht.

Zur Zeit des Consulats und des Kaiserreichs war dieses Wachthaus schon weit entfernt, den holländischen Gebäuden dieser Art zu gleichen, die Wouvermann und Vandermeulen so unvergleichlich auf die Leinwand übertrugen. Vier gespaltene Mauern, mit Sprüchen und plumpen Figuren bemalt, zeigten sich dem Beschauer; ein Ofen aus Eisenblech, ein gebrechlicher Tisch, der zugleich zum Essen und Rapportschreiben diente, ein schwarzes Feldbett, das vortrefflich mit dem mährchenhaften Bett des Procustes verglichen werden konnte, so schmal und kurz war es, zwei Bänke von rohem Holze und ein altmodischer Kirchenstuhl für den Befehlshaber des Postens, bildeten das ganze Ameublement dieser räucherigen Speluke, die besser zu dem Aufenthalte einer Diebsbande, als für brave Soldaten paßte.

Am Ende des Hofes, welcher von dieser Seite von den Gärten der Manufactur nur durch eine Planke geschieden war, befand sich ein Brunnen und einige Schritte weiter eine Art kleiner Stall, Violon geheißen, der zum Gefängniß dienen sollte,

wenn sich ein Soldat widerspenstig oder betrunken zeigen würde; Fälle, welche indeß in den Garderegimentern so selten vorfielen, daß während der Zeit, daß der Posten hierher gesetzt war, das kleine Gefängniß niemals einen Einwohner erhielt; ja man behauptet, daß nicht einmal ein Schlüssel zur Thür desselben vorhanden gewesen sey.

Das Piket Cavallerie, welches sein Quartier in dem geräumigsten Wachthause hatte, bestand aus dreißig Mann, welche von einem Lieutenant commandirt worden. Die Pferde waren immer gesattelt und gezäumt. Sie wurden aber nur zur Escorte verwendet. Der Wachtposten Infanterie bestand nur aus zwölf Mann, von einem Sergeanten und Corporal commandirt, denen man noch einen Tambour beigab, weil der Befehl lautete: daß, wenn der Posten Infanterie noch so klein wäre, die Soldaten zu den Waffen greifen müßten und ein Tambour die Trommel rühren sollte, sobald der Kaiser vorüberkäme. —

An einem heißen Julitage des Jahres 1806 befand sich der Sergeant Bonneville, von der zweiten Compagnie des ersten Bataillons der alten Jägergarde, als Commandirender auf dem kleinen

Wachtposten der Manufactur, der nur eine Bedeutung erhielt, der Nähe des Parks von Saint Cloud wegen, wo Napoleon sich oft Tages ja zuweilen Nachts erging. Mehr als einmal ließ er sich auf diesen nächtlichen Wanderungen, nur von Duroc und dem diensthuenden Adjutanten begleitet, die Pforte des Parks, dem Wachtposten gegenüber, öffnen, um die Wachsamkeit seiner alten Brummbärte selbst zu prüfen. Diese kaiserlichen Besuche waren nicht häufig, aber sie konnten jederzeit stattfinden, und der diesmalige Befehlshaber hielt mit der größten Strenge darauf, daß die Schildwachen um zehn Schritte in der Länge und der Breite den Posten überwachen mußten.

Bonneville, den wir mit Recht von Bonneville nennen können, denn er gehörte zu einer alten 1792 emigrirten Familie, Bonneville war, wie schon bemerkt, ein streng pünktlicher Soldat, von redlicher Sinnesart und von ausgebildetem Geiste, wie die alte Garde zu jener Zeit mehrere Unteroffiziere zählte. Ob er gleich noch jung schien, so zeigten doch zwei Streifen am linken Aermel über der goldenen Galone, die seinen Rang bezeichnete, seine geleisteten Dienste an; nichtsdestoweniger hatte

er noch keine Decorirung empfangen, eine Ausnahme, die man bei den Soldaten der alten Garde nur selten antraf.

Das Gesicht des Sergeanten, von der Sonne aller Länder Europa's gebräunt, war ein Bild der männlichen Schönheit, welche die alten Soldaten der Republik und des Kaiserreichs so häufig zeigten. In seinem Blick und in dem feinen Lächeln, welches zu Zeiten den schönen Schnurrbart hob, lag etwas Würdevolles, zugleich aber auch etwas Spöttisches, das einen auffallenden Contrast zu den einfachen Physiognomien der übrigen Soldaten darbot. Seine Haltung war edel und regelmäßig. Er war in der Compagnie eben nicht beliebt, theils seiner Strenge wegen, die gewißermaßen sprüchwörtlich geworden war, theils hielt man ihn für seinen Rang noch zu jung und zu kurze Zeit im Regimente.

Als der Sergeant Bonneville als Commandirender des kleinen Wachtpostens der Manufactur installirt war, machte er seine Leute mit der Ordre folgendermaßen bekannt: „Meine Herren, *) ich

*) Die alten Soldaten der Garde wurden von den

erkläre hiermit, daß zwei Tage Polizei-Arrest denjenigen von Ihnen bestrafen werden, welche dem Befehl zuwider die den Schildwachen angewiesene Distance überschreiten sollte." — Ein leises Gemurmel erhob sich unter den bärtigen Kriegern, von denen der Jüngste sich aus dem ersten Feldzuge in Italien herschrieb. Der Einzige, welcher seinen Verdruß laut aussprach, war der Tambour Romeuf, welcher, mit dem Zeichen der Ehrenlegion geschmückt, ob er gleich erst fünfundzwanzig Jahre zählte, es nicht einmal der Mühe werth hielt, seine Ausdrücke abzuwägen.

„Gesteht mir, sprach er so laut, daß Bonneville ihn recht gut verstehen konnte, unser Sergeant, der noch nicht einmal decorirt ist, hat von uns einen guten Glauben: er nimmt uns für Eideren, die, um sich zu erfrischen, in die heiße Sonne gehen, welche im Stande ist, den Dom der Invaliden an-

---

Unteroffizieren immer „Herren" genannt. In diesem Corps herrschte eine Art aristokratischen Tones. Die Soldaten dutzten sich nicht, wie bei andern Regimentern. Napoleon allein nannte sie „Du," und auch nur diejenigen, welche die ersten Feldzüge in Italien mitgemacht hatten.

zuzünden. Eine schöne Manier der Erfrischung das! So sieht er die Dinge an!"

„Die Dinge ansehen," diese Worte fügte der Trommelschläger jeder seiner Rede bei, er variirte nur die Art und Weise, wie er sie anbrachte; Umstände, jedesmalige Zuhörer und seine eigene Laune bestimmten diese. War er zufrieden, so lächelte sein Gesicht, seine Augen glänzten und er sprach bewegt: „So seh' ich die Dinge an!" War er verdießlich, war einer seiner Chefs an ihm vorübergegangen, ohne von ihm Notiz zu nehmen, oder hatte dieser gegen ihn einen Tadel ausgesprochen, dann war er finster, unmuthig, seine Stirn zog sich in Falten und er brummte vor sich hin: „So sieht er die Dinge an!"

Der Sergeant Bonneville hatte die Rede des Tambours sehr wohl gehört, da er aber nicht gern streng gegen einen mit dem Ehrenzeichen Geschmückten verfahren wollte, stellte er sich taub und begnügte sich damit, einen ernsten Blick auf Romeuf zu werfen, der ruhig auf einer Bank vor dem Hause saß und den Fahnenmarsch auf dem Holze seiner Trommel schlug.

Romeuf war der Sohn der Liebe einer Mar-

ketenderin des alten Regiments „Königliche Dragoner." Einige Monate nach seiner Geburt schon starb seine Mutter, ohne daß sie den Namen vom Vater des Kindes genannt hatte. Die Dragoner fanden den armen Kleinen auf einem Kartoffelsack, wie er gar jämmerlich schrie. Da der Vater sich nicht meldete, nahm sich das Regiment des Kindes an; ein alter Brigadier, der einst Trommelschläger gewesen war, gab sich besonders mit seiner Erziehung ab.

In seinem achten Jahre debütirte der kleine Mann als Querpfeifer, dann stieg er zum Grade des Tambours. Später folgte er dem General Bonaparte nach Italien, wo ihm sein Muth Ehren-Trommelschlägel verschaffte. Nachher empfing er das Kreuz der Ehrenlegion und trat in die Consular-Garde ein und dann in die alte Garde, immer in der Eigenschaft als Tambour. Ueber alle Maßen tapfer, ehrgeizig wie ein Marschall des Reichs, ein Großsprecher wie es keinen wieder gab, war Romeuf zu gleicher Zeit stolz und niedergeschlagen; stolz das Kreuz errungen zu haben und schon in der Garde zu dienen; niedergeschlagen, weil ihm jede Art von Unterricht abging.

Im Tumult der Schlachten, die er mitgemacht, hatte es ihm durchaus an Gelegenheit gefehlt, nur Lesen und Schreiben zu lernen. Diese gänzliche Unwissenheit machte ihn unwillig und bitter gegen diejenigen, welche unterrichteter waren, und dadurch weiter kommen konnten. Trotz dem allen war Romeuf ein tüchtiger Soldat und ein guter Kamerad, er war munter und pikant in seinen Gesprächen und untermischte sie mit den drolligsten Einfällen und mit höchst originellen Redensarten. Nur von kleiner Gestalt, doch höchst kräftig und gewandt, vereinte er die Behendigkeit eines Affen mit dem Muthe des Löwen.

Nach dem Sergeanten Bonneville und dem Tambour Romeuf war die bemerkenswertheste Person auf dem kleinen Wachtposten der Manufactur unbezweifelt der Jäger Toubers, den man im Bataillon den Narbigen nannte, einer großen Schmarre wegen, welche über sein ganzes Gesicht lief und bläulich anzusehen war, wenn er sich ruhig verhielt, aber ganz schwarz wurde, wenn er in Heftigkeit gerieth. Der Narbige war bei seinen Cameraden sehr in Ehren gehalten, sie schätzten ihn als einen der besten Soldaten. Groß und mager, hatte die-

ser würdige Repräsentant der alten Garde eine ächt militairische Physiognomie und flößte seiner nächsten Umgebung den größten Respect ein. Napoleon selbst ging nie an dem Narbigen vorüber, ohne mit den Augen die furchtbare Schmarre zu messen, welche sich von seiner rechten Schläfe bis unter die linke Seite seines Kinnes hinzog.

Nach der Mittheilung der Ordre durch den Sergeanten, und den kleinen Redensarten und dem Gemurmel, die dem folgten, war eine gewisse Ruhe auf dem kleinen Wachtposten wieder eingetreten und jeder hatte die gewohnte Beschäftigung wieder vorgenommen. Romeuf setzte auf der Trommel seine Studien fort, der Narbige ritt auf einer der Bänke und knetete in seiner hohlen Hand sich Rauchtabak zusammen, um ihn gelegentlich in den Mund zu spendiren. Bonneville, der nicht rauchte, der sich aber häufige Prisen Tabak schmecken ließ, ging vor dem Wachthause auf und ab und drehte eine kleine silberne Dose zwischen den Fingern. Bald entspann sich ein Gespräch unter den Soldaten über einen kürzlich vorgefallenen Streit zwischen zwei Grenadier-Capitainen, veranlaßt durch den Vorzug, den der Obrist dem einen von ihnen angedeihen

ließ. Unser Sergeant gab sich ganz das Ansehen, als achte er nicht auf die verschiedenen Meinungen und Reden, er verlor aber nicht ein einziges Wort von dem, was gesprochen wurde.

„Aber diese Affaire, bemerkte einer der Soldaten, indem er sich an den Corporal wandte, hat nichts gemein mit der von Houarne und Lamourette?"

„Nein, erwiderte der Corporal Marteau, ich selbst war der Zeuge Houarne's. Nichtsdestoweniger war Lamourette ein elender Possenreißer, während der Capitain Vandembourg — —"

„Corporal, erzählt uns die Sache, unterbrach ihn der Tambour, zu jener Zeit ward ich im Hospital Gros Caillou festgehalten, mich plagte das verdammte Fieber."

„Gern, versicherte der Corporal Marteau. Der Fourier Lamourette war ein guter Gesellschafter, nur lachte er gar zu viel, während der Sergeant Houarne nur lachte, wenn es grade passend war. Eines Abends, als die Unteroffiziere Billard spielten, entspann sich zwischen den zwei genannten Kameraden, einer ungewissen Carambolage wegen, ein Streit, der am andern Tage mit den Waffen

in der Hand ausgeglichen werden sollte. Lamourette war tapfer und muthig, Houarne gab ihm darin nichts nach, nur war er sicherer und fester mit dem Säbel in der Hand. Im Dienste über den Fourier stehend, nahm er die Herausforderung desselben an, um ihm eine tüchtige Lehre in einer derben Wunde zu hinterlassen. Als sie einander gegenüberstanden, versetzte der Sergeant seinem Gegner einen Schlag nach dem Fuße, das war aber nur eine Finte, denn während der Fourier unten pariren wollte, hieb er demselben mit seinem Säbel so furchtbar über das Gesicht, daß die Pfeife, welche Lamourette im Munde hatte, in Stücken auseinander flog."

„Der Schwergetroffene senkte seine Waffe und sprach im lächelnden Tone zu seinen Kameraden: „Meine Herren, ich will den Verlauf des Kampfes bis morgen verschieben, aber ich werde mich mit einer Maske versehen, denn der Sergeant, den ich sehr respectire, könnte seine Ungeschicklichkeit so weit ausdehnen, mich um ein Auge ärmer zu machen." — Diese Aeußerung machte uns lachen und die Sache war zu Ende."

„So sah Der die Dinge an, sprach der Tam-

bour, aber der Sergeant Houarne muß auch ein tapferer Soldat gewesen seyn! Er gleicht nicht einigen seiner Herren Collegen, die eben keinen großen Kampfesdurst mit sich herum tragen." —

Bei diesen Worten blinzelte Romeuf mit den Augen nach dem Sergeanten hin und blickte dann lächelnd auf die Soldaten.

Bonneville, der die Anspielung nicht zu verstehen schien, setzte seine Promenade ununterbrochen fort, als man plötzlich in der Ferne das Wirbeln einer Trommel vernahm. Der Sergeant hemmte seinen Schritt und horchte mit Aufmerksamkeit hin.

„Ruhig, meine Herren, Acht gegeben!" rief er endlich.

„Es ist nichts, Sergeant, entgegnete der Corporal, es ist der Tambour vom Posten bei den großen Ställen, in deren Nähe zu Saint Cloud man das dienstthuende Bataillon casernirt hat. Er rührt die Trommel, weil der Kaiser zu dieser Stunde seinen Spaziergang macht."

„Es scheint nichts anders zu thun zu geben, versetzte der Tambour, man sieht so viele Leute jetzt, welche, wie der große Mann, die Arme über einander kreuzen oder die Hände in die Taschen

stecken und auf und ab marschiren, obgleich der Krieg ihre Waffen noch nicht rostig gemacht, ihre Kleidungsstücke noch nicht abgenutzt hat." — Und wieder fiel sein Blick bezeichnend auf den Sergeanten.

Diesmal war die Anspielung zu direct auf ihn gerichret, als daß Bonneville sie ruhig hätte hinnehmen können. Er drehte sich rasch zum Tambour hin, blickte ihm starr ins Gesicht und sprach im strengen Tone:

„Wenn ich das seyn soll, auf den Sie mit Ihren Späßen hindeuten, Romeuf, so sind Sie in großem Irrthum. Ich habe die Feldzüge mitgemacht, ich habe mich schon geschlagen, als Sie noch bei der Wärterin waren. Seit einiger Zeit schon bemerke ich, daß Sie gegen mich einen Ton annehmen, der sich nicht ziemt. Wie dem nun auch seyn mag, ich ersuche Sie, das zu unterlassen und mache Ihnen zum letzten Male diese Bemerkung."

„Sergeant, Sie scheinen sich um einige wenige Worte zu ereifern, erwiederte Romeuf spöttisch, ich hatte nicht die Absicht, Sie zu beleidigen — wenn Sie indeß die Dinge so ansehen — —"

„Ein für alle Mal, sage ich, schweigen Sie,

Tambour," sprach der Sergeant mit dem Anflug des Zornes."

„Zu den Waffen, zu den Waffen, der Kaiser!" — rief die Schildwacht außen.

Die Soldaten stürzten zu ihren Waffen und, um den technischen Ausdruck der militairischen Theorie zu gebrauchen, stellten sich in Schlachtordnung.

„Richt Euch, schulterts Gewehr! präsentirts Gewehr! commandirte der Sergeant, der sich zur Seite gestellt hatte, als er den Kaiser zu Pferde daher reiten sah, von seinen Offizieren begleitet.

Romeuf hatte kaum die Zeit gehabt, seine Trommel anzuschnallen, und wirbelte eben lustig los, als Napoleon ihm ein Zeichen machte, ruhig zu seyn. Wenn der Kaiser in den Hof eines Schlosses einritt, hatte seine Garde kaum die Zeit, zum Gewehre zu greifen, so rasch war er schon die Ehrentreppe hinan. Eben so ging es dem kleinen Wachtposten der Manufactur; Napoleon war schon von seinem Pferde gestiegen und musterte, die Hände auf den Rücken gelegt, das kleine Peloton.

„Wo ist der Offizier?" fragte der Kaiser, indem er die Reihe der Soldaten überflog, die den Statuen gleich dastanden.

„Sire, erwiederte Bonneville, indem er eherbietig einen Schritt vortrat, bei diesem Posten befindet sich kein Offizier, ein Sergeant commandiert hier."

„So laßt das Gewehr im Arm nehmen, Sergeant."

Seinem Befehle wurde Folge geleistet.

„Warum wagst Du unter den Waffen, in meiner Gegenwart zu lachen?" fragte Napoleon den Narbigen, indem er ihn an dem Schnurrbart zupfte.

„Ich lache vor Freuden, mein Kaiser, daß es mir vergönnt ist, Sie zu sehen," erwiederte der freimüthige Soldat. — Napoleon lächelte nun seinerseits und setzte dann seine Musterung fort, als er bei dem Sergeanten angelangt war, fragte er rasch: „Warum haben Sie noch nicht das Kreuz?"

Seltsamerweise, und wie wir es schon einmal bemerkt haben, war Bonneville von dieser kleinen Schaar der Einzige, dem diese Auszeichnung fehlte.

„Sire, entgegnete er, indem er bescheiden das Auge senkte, ich habe diese Gnade vielleicht noch nicht völlig verdient, unterdessen — —"

„Sergeant, unterbrach ihn Napoleon rasch, wenn

ich jemandem dies Ehrenzeichen zuerkenne, so ist dies keine Gnade, sondern eine Ausübung der Gerechtigkeit. Wenn Sie in dieser Hinsicht nicht sicher sind, so befragen Sie Ihre Soldaten."

Bei diesen Worten spielte ein Lächeln um die Lippen des Tambours, der ungefähr vier Schritte von Bonneville entfernt stand.

„Seit welcher Zeit sind Sie bei der Garde? Zu welchem Corps gehörten Sie, ehe Sie eintraten?" fragte der Kaiser mit demselben raschen Tone.

„Ein Jahr, Sire, antwortete Bonneville ein wenig verlegen, früher war ich Sergeant der Grenadiere im 84. Linienregiment."

„Da hat Gnade gegen Sie gewaltet, denn Sie hätten erst nur Jäger seyn müssen! Bedeutet das denn so wenig, Unteroffizier in meiner Garde zu seyn?" — Bei diesen Worten wandte er sich zu den übrigen Soldaten, die nicht zu athmen wagten, um nur die Rede des Kaisers recht genau zu hören. „Ich kenne viele brave Lieutenants, die gern an Ihrer Stelle wären."

Napoleon ging weiter, machte aber vor dem Tambour Halt, dessen Haltung und Physionomie ihm zu gefallen schienen. Der Kaiser richtete seine

Blicke auf die Brust des Tambours und gewahrte das Ehrenzeichen der Tapferkeit. „Ich bin fest überzeugt, sprach er, daß dieser da es wohl verdient hat. Wie viel Jahre dienst Du schon?"

„Achtundzwanzig Jahre, Sire," entgegnete Romeuf, indem er sich leicht verneigte.

„Wie, Achtundzwanzig Jahre! rief Napoleon, indem er die Gestalt des noch so jungen Tambours betrachtete. Du bist ja selbst kaum fünfundzwanzig!"

„Das ist wahr, mein Kaiser, aber Sie wissen, daß die Dienstjahre doppelt zählen, es giebt sogar welche, die dreifach zählen müßten. So sehe ich die Dinge an!"

„Wann bist Du in meine Garde getreten?"

„Noch ehe sie eingesetzt wurde, Sire."

„Ha, ich verstehe, Du warst schon in der Consulargarde."

„Ganz recht, mein Kaiser."

„Bei welcher Affaire bekamst Du das Ehrenzeichen?"

„Bei dem großen Brande im Feldlager von Boulogne."

„Das nennst Du einen Brand?"

„Sire, so sehe ich die Dinge an!"

„Das ist ein drolliges Original, sprach Napoleon, indem er sich zu seinen Offizieren wandte. Wie geht es zu, daß ich diesen Spaßvogel bisher noch nicht gesehen habe? Dein Name?" fuhr er fort.

„Mein Kaiser, ich nenne mich Raymond Romeuf, genannt Rosignolet, geboren in Novourdin, im Departement der Rhone."

Bei diesen Worten konnte der Monarch ein Lächeln nicht unterdrücken, denn die vielen mit R. anfangenden Worte wurden von dem Tambour mit dem Schnarren des Trommelns ausgesprochen. Bald aber nahm er seinen völligen Ernst wieder an und sprach im trocknen Tone:

„Das ist etwas anders, ich kenne Dich nicht."

„Entschuldigen Sie, mein Kaiser, Sie kennen mich ganz gut. Ich war es ja, der hinüberschwamm, als die Oesterreicher die Brücke von Arcole beschädigt hatten. Erinnern Sie sich dessen nicht? Zum Beweis habe ich ein Certificat von der eignen Hand meines Kaisers. Da unten in Egypten da war ich es wieder, der mit zuerst in Alexandrien einzog — zum Willkommen bekam

ich eine derbe Ladung Steine auf den Kopf, die mir mein Tschako verdarben. Ich, ich war es, der im vorigen Jahre auf meiner Trommel den berühmten Cotillon von Austerlitz wirbelte. Sie müssen sich dessen besinnen, mein Kaiser. — Ich war es wieder, der — —"

„Kann seyn, kann seyn, entgegnete Napoleon ungeduldig, doch weiß ich es nicht mehr. Du hast früh das Pulver gerochen und bist jetzt in guter Schule."

„Ja wohl, mein Kaiser, so sehe auch ich die Dinge an," erwiederte Romeuf lachend.

Napoleon war jetzt bis zu dem Narbigen zurückgekommen. „Hast Du nichts von mir zu begehren, mein Alter, Tapferer?" fragte er freundlich.

„Für den Augenblick nichts, Sire, antwortete der Soldat der alten Garde bewegt, späterhin, wenn nicht eine Kugel — — dann später ein Plätzchen bei den Invaliden."

„Das so spät als nur möglich, Du muthiger Veteran, sprach Napoleon, stieg dann wieder zu Pferde und rief: Adieu, Adieu, Kinder, auf Wiedersehen!"

„Es lebe der Kaiser! Es lebe der Kaiser!" rief das kleine Peloton, und Romeuf schlug seine Trommel aus Leibeskräften.

„Bald entzog eine große Staubwolke den Kaiser und sein Gefolge den Blicken der Nachschauenden.

2.

Die Folgen des Enthusiasmus.

Als die bärtigen Krieger sich wieder in der Wachtstube versammelt hatten, ging der Mund über von dem, was das Herz erfüllt; sie unterhielten sich nur von ihrem Kaiser, der seine Freude darin fand, seine Kampfgenossen aufzusuchen, um ihre Bedürfnisse kennen zu lernen. Die derbe Offenherzigkeit und die naive Vertraulichkeit der Tapferen mißfielen ihm nicht; selbst ungeziemende Dinge in ihren Antworten schien er zu Zeiten nicht gehört zu haben; auch gab er nie zu, daß man sich über dergleichen Ausdrücke in den Tuilerien lustig machte; er wußte, daß seine Soldaten ihn bis zur Anbetung

liebten und daß die kleinste gleichgültigste Unterredung, welche er einmal mit einem von ihnen führte, in dem Leben desselben als höchste Denkwürdigkeit betrachtet wurde. Auch schien er gewissermaßen für den Moment diejenigen zu sich zu erheben, die er auf diese Weise mit seinem Vertrauen beehrte, und er mochte nicht, daß das, was von ihm ausging, oder auf ihn Bezug hatte, unter einem seiner kaiserlichen Würde weniger günstigen Gesichtspunkte angesehen wurde, besonders, da die meisten seiner Großoffiziere selbst die Muskete getragen hatten und aus den niedrigsten Ständen hervorgegangen waren.

Der Besuch Napoleons hatte im kleinen Wachtposten die freudigste Stimmung hervorgerufen und niemand dachte mehr daran, daß der Streit, welcher zwischen dem Sergeanten Bonneville und dem Tambour Romeuf auszubrechen im Begriff stand, Folgen haben könne, als ein kleinlicher Umstand denselben wieder anfachte.

„Es ist kein Wasser im Kruge, sprach Bonneville, der so erhitzt war, daß der Schweiß seine Stirn bedeckte, es muß welches geholt werden. Wer hat den Dienst?"

Alles blieb still, niemand beantwortete seine Frage.

„Hat mich niemand gehört, meine Herren? fragte der Sergeant, indem er selbst den blechernen Eimer auf den Tisch setzte. Man gehe und hole Wasser aus dem Brunnen im Hofe!"

Keiner der Soldaten wich von seinem Platze.

„Die da das Kreuz tragen, sind von solchem Dienste frei," erwiderte keck der Tambour.

Diese Rede mußte Bonneville verletzen, er zitterte, wandte sich rasch zu dem Sprecher und befahl: „Grade Ihr, der Ihr hier der Niedrigste im Range seyd, Ihr geht jetzt und holt das Wasser!"

„Ich, ich! rief Romeuf, indem er lebhaft aufsprang, das ist zum Lachen, Sergeant! Wenn ich wirklich ginge, so wäre es ein Gefallen, den ich meinen Kameraden erwiese, Euch aber nicht. Ihr wißt selbst, Euch thut man nicht gern etwas zu Liebe, noch so eben hat es der Corporal hier ausgesprochen."

Die Beleidigung war zu groß, Bonneville konnte dazu nicht schweigen, auch fühlte er, daß er jetzt auf jeden Fall seine Autorität beweisen müsse.

Ohne Zorn und ohne Heftigkeit zu zeigen, antwortete er mit Ruhe, welche indeß nur scheinbar war:

„Gehorsam gegen den Vorgesetzten, ist die Pflicht eines jeden Soldaten, und denen, die auf ihrer Brust ein Ehrenzeichen tragen, geziemt es, in diesem Gehorsam mit gutem Beispiel voran zu gehen. Um dem Tambour Romeuf von dieser Wahrheit zu überzeugen, bestrafe ich ihn mit zwei Tagen Polizei-Arrest, in den er sich morgen sogleich nach dem Ablösen der Wache begiebt."

„Wie, fiel ihm der Tambour in die Rede, indem er mit den Zähnen knirschte, ich, ich soll in Arrest, blos weil ich keinen Durst habe."

„Und ich benachrichtige denselben hierdurch, daß ein Wort der Widerrede den Arrest um einen Tag verlängert."

Bei diesem Zusatze nahm der Tambour seinen Platz von vorhin wieder ein, stützte seinen Arm auf den Tisch und antwortete mit dumpfer Stimme: „Und ich gehe nicht — fest überzeugt, daß es eine Ungerechtigkeit ist. — So sehe ich das Ding an!"

Von diesem Trotze auf's Aeußerste getrieben, konnte Bonneville die Gefühle, welche ihn bestürm-

ten, nicht länger unterdrücken, er wandte sich rasch zu Romeuf und mit vor Zorn bleichen Lippen sprach er:

„Wenn dem so ist, Tambour, so müßt Ihr augenblicklich hinunter ins Violon, dort bleibt Ihr, bis man Euch morgen abholt. Rasch, rasch, man hat Eurer hier nicht mehr nöthig. Corporal, nehmen Sie den Schlüssel und thun Sie Ihre Schuldigkeit."

„Es ist kein Schlüssel dazu," rief eine Stimme.

„Er hat nie mit zu dem vorhandenen Geräth gehört, so lange die Garde diesen Wachtposten besetzt," bemerkte eine andere.

Als der Sergeant gewahrte, daß der Trommelschläger noch nicht einmal von seinem Sitze aufgestanden war, sprang er in großer Heftigkeit auf ihn zu, packte ihn beim Arm und schrie: „so will ich es selbst seyn, der ihn dahin abführt."

Der Tambour, dadurch in die höchste Wuth versetzt, suchte sich von seiner Hand loszumachen, indem er mühsam die Worte hervorstieß: „Sergeant — ich habe das Kreuz — Ihr wagt es, Hand an mich zu legen — wir finden uns mit den Waffen in der Hand! — Ihr seid ein —

ein Garnichts — seht, für so viel achte ich Euch — Ihr seyd — —"

Seine Heftigkeit war zu groß, er konnte keine Worte finden, um seinen ganzen Zorn auszusprechen; er erfaßte Bonneville's Epauletten und versuchte sie herabzureißen.

Die übrigen wachthabenden Soldaten, welche bisher müßige Zuschauer dieses unangenehmen Auftritts gewesen waren, legten sich nun ins Mittel; sie warfen sich auf den Tambour, um ihn von einer Handlung abzuhalten, die in ihren Folgen ihm das Leben kosten konnte.

„Romeuf! Romeuf! riefen sie einstimmig, so laß doch den Sergeanten los, so nimm doch Raison an!"

In diesem Augenblick trat ein Offizier der Jägergarde, der die Runde machte, in das Wachthaus, und war über den Anblick, welcher sich ihm darbot, über alle Maßen bestürzt.

„Was geht hier vor? rief er und begleitete die Worte mit einem derben Fluche. Ein Trommler wagt es, sich gegen seinen Vorgesetzten aufzulehnen, sich zur Wehre zu setzen! Ergreift diesen Burschen alsogleich und führt ihn zu dem Posten

bei den großen Ställen — ich will sogleich den Rapport an den Obristen machen."

„Lieutenant, das sollte hier eigentlich nur ein Spaß seyn," rief der Corporal Marteau, der bleicher als die Uebrigen war, und wünschte, daß die Sache nur leicht genommen würde; aber der Offizier hatte genug gesehen und wußte, was er davon zu halten hatte.

„Ein Spaß? entgegnete er, indem er die Achsel zuckte, mag seyn! Unterdessen aber, Sergeant, geht Ihr auf acht Tage in Arrest. Mit dem Tambour soll kurzer Prozeß gemacht werden. Nun, fügte er hinzu, als er bemerkte, daß die Soldaten sich noch immer nicht anschickten, ihn hinwegzuführen, habt Ihr mich nicht verstanden? Vierzehn Tage Arrest dem, der nicht gehorcht."

Zwei Jäger-Gardisten traten endlich hervor und führten in Begleitung des Corporals Marteau den Schuldigen nach der Wache bei den großen Ställen, ohne daß er den geringsten Widerstand leistete, ohne daß er auch nur eine Sylbe sprach. Es war, als ob mit ihm eine plötzliche Umwandlung vorgegangen war; in einem Augenblick war ihm die ganze Größe seines Vergehens vor Augen getre-

ten, eben so die Folgen, die daraus entstehen mußten. Todtenbleich und niedergeschlagen sprach er nur dumpf die Worte vor sich hin:

„Todtgeschossen! So werden meine Richter das Ding ansehen!“.

3.

Gerechtigkeit vor Allem.

Ein solcher Act der Insubordination, wie ihn Romeuf eben verübt hatte, war in den Annalen der alten Garde etwas ganz Unerhörtes; der Schuldige sollte von einem Kriegsgerichte sein Urtheil empfangen. Die Aussagen der Jägergardisten, die mit ihm zu gleicher Zeit den kleinen Wachtposten der Manufactur bezogen hatten, wurden eingeholt. Sie stimmten darin überein, daß, so sehr sie das Benehmen ihres Kameraden tadelten, dennoch der Sergeant Bonneville sich zu sehr von seiner Heftigkeit habe hinreißen lassen, zumal da der Tambour mit einem Ehrenzeichen geschmückt wäre, das

zwischen ihm und seinem Vorgesetzten eine gewisse Vertraulichkeit gestatte, welche, ohne die Disciplin zu beeinträchtigen, selbst vom Kaiser berücksichtigt würde.

Aber die Hierarchie der Grade forderte ihr Recht und dictirte den Mitgliedern der Commission ein strenges Verfahren, dem militairischen Codex gemäß.

Romeuf erschien vor dem Kriegsgericht. Er zeigte dasselbe kalte Blut, dieselbe Sicherheit, welche er stets auf den Schlachtfeldern an den Tag gelegt hatte; durchaus aber nicht die freche Keckheit, welche schlechte Subjecte bis zum letzten Augenblicke darthun, um der weltlichen Gerechtigkeit Trotz zu bieten. Diese Sicherheit des Tambours rührte nicht etwa daher, daß er das Schicksal nicht kannte, das seiner harrte; er wußte sehr wohl, daß das Gericht mit ihm grade sehr strenge verfahren würde, da er durch einen Orden geehrt und zu lange im Dienste war, als daß man ein solches Vergehen hätte leicht ansehen oder gar entschuldigen sollen. So wie ihm das Urtheil gesprochen, mußte er eine demüthigende Degradirung erleiden, und er hatte zu seinen Kameraden, denen es gestattet war, ihn in dem Gefängniß der Abtei zu besuchen, geäußert:

„Nicht mit solchem Trommelschlag glaubte ich die Wache verlassen zu müssen — so sah ich das Ding an! Aber geschehen ist geschehen. Durch Eure Hände also soll ich — — der tiefste Kerker wäre mir nicht so hart! Ihr sagt, ich soll reden, soll mich vertheidigen, wozu das? Ich habe selten recht, und hier habe ich himmelschreiendes Unrecht! Fort also zum letzten Wirbel vor der Ewigkeit. So sehe ich das Ding an."

Die Aussage des Sergeanten Bonneville, der zuerst vernommen wurde, war ganz, wie man es von diesem redlichen, gebildeten Manne erwarten konnte. Er legte sich in diesem traurigen Streite die erste Schuld bei, und bat den Angeklagten, ihm zu vergeben, daß er sich nicht allein von seiner Heftigkeit habe allzuweit hinreißen lassen, sondern daß auch sein Ton unziemlich gewesen wäre, mit dem er den Decorirten, den guten, muthigen Soldaten voll Ehre, zu seiner Pflicht angetrieben habe.

Indem er dies aussprach, war Bonneville so tief bewegt, daß man ihn und nicht den Tambour für den Angeklagten hätte halten sollen,

„Das ist ganz gut, sprach der General Michelin, welcher die Function des Präsidenten bei dem

Gerichte versah, der Hauptpunkt aber, um den es sich hier handelt, besteht darin: ob der Tambour Romeuf die böswillige Absicht hatte, Ihnen die Zeichen Ihres militairischen Grades abzureißen?"

„Nein, Obrist, *) ich glaube nicht, daß Herr Romeuf im Entferntesten diesen Gedanken hegte."

„Ich habe hier aber den Rapport des Offiziers, der die Runde machte und in das Wachthaus eintrat, grade, als der Auftritt stattfand. Die Auseinandersetzung des Lieutenants Lariche ist überaus genau in dieser Hinsicht."

„Der Lieutenant kann sich geirrt haben, Obrist."

---

*) Obgleich die Obristen der Garde-Regimenter Generäle waren, wurde doch die Benennung Obrist von den Soldaten gebraucht. Die Garde hatte überhaupt eine seltsame Organisation, die der der andern Regimenter durchaus nicht ähnlich war. Die Oberoffiziere bildeten einen Etatmajor für sich, er bestand aus einem commandirenden Obristen, einem zweiten Obristen, beide hatten den Rang eines Divisionsgenerals, einem Major und zwei Bataillonchefs. Jedes Garde-Regiment bestand aus zwei Bataillonen und vier Compagnien. — Wir geben diese Details, weil sie zur Verständlichkeit des Folgenden in unserer Erzählung nothwendig sind.

„Das ist Alles noch nicht klar genug, bemerkte der Capitain Dureau, ein Mitglied des Kriegsgerichts, der sich besonders streng gegen Insubordinationsfehler bewies, wenn sie auch noch so geringfügig waren. Uebrigens, Sergeant, fügte er hinzu, indem Sie das Vergehen Romeufs verkleinern wollen, machen Sie seine Stellung nur noch immer schwieriger."

„Wir wollen einen andern Zeugen vernehmen, sprach der Präsident, man rufe den Corporal Marteau."

„Sagen Sie alles, was Sie gesehen haben," fügte er hinzu, als der Gerufene erschienen war.

„Ich habe von der Sache nichts mit angesehen, antwortete der Corporal, ich hatte den Auftrag, den Schlüssel zum Violon zu suchen, der schon seit acht Jahren vermißt wird."

„Gut, setzen Sie sich, ein Anderer trete vor."

Jetzt kam die Reihe an den Narbigen.

Der Narbige marschirte ganz militairisch in den Saal. Als er vor den Herren des Gerichts stand, gab er sich die Stellung des Soldaten, wenn er keine Waffen trägt: die Brust vor, das Auge

starr, den kleinen Finger an die Nath seines Beinkleides gelegt.

„Anwesend," sprach er, ohne sich zu bewegen.

„Narbiger, begann der Präsident im wohlwollenden Tone, Sie waren am 15. dieses Monats mit dem Sergeanten Bonneville und dem Tambour Romeuf zugleich auf dem Wachtposten der Manufactur?"

„Ja, Obrist!"

„So sagen Sie uns, was da vorging und verschweigen Sie auch nicht den kleinsten Umstand."

„Ja, Obrist! Es war an dem genannten Tage eine unerträgliche Hitze, es ging wohl ein kleiner Wind — —"

„Lassen wir die Nebendinge und kommen wir gleich zur Hauptsache," unterbrach ihn der Präsident.

„Ja Obrist! Am Abend vorher kam der Sergeant Raboudin und sagte uns — —"

„Zur Sache, zur Sache, Narbiger! Erzählen Sie uns nur, was sich zwischen vier und fünf Uhr im Wachthause zutrug."

„Ja, Obrist! Zwei Uhr hatte grade die große

Glocke an der Manufactur geschlagen, als der Kaiser, mich immer an dem Schnurrbart festhaltend, zu mir sagte: Was lachst Du, sagte er, wenn Du unter den Waffen stehst, sagte er, und in meiner Gegenwart, sagte er. Mein Kaiser, sagte ich ——"

„Gut, gut, rief der Präsident ungeduldig, indem er sich zu den Richtern wandte, von dem kriegen wir nichts heraus, der weiß besser vor dem Feinde zu stehen, als vor einem Kriegsgericht. — Es ist gut, Narbiger, Sie können abtreten."

„Ja, Obrist." — Und der Veteran marschirte mit derselben Förmlichkeit wieder ab.

Der Sergeant Bonneville ward wieder gerufen.

„Nun sprechen Sie, Sergeant, sagte Michelin mit Güte, wie konnte es angehen, daß an einem Tage, an welchem der Kaiser den Wachtposten mit einem Besuche beehrte, um selbst Inspection zu halten, wie, sage ich, konnte es angehen, daß ein solcher Scandal vorfiel. Darunter steckt etwas, das ich noch nicht begreifen kann. Der Kaiser hat doch mit Ihnen, als dem Commandirenden, geredet. Welche Ehre ist Ihnen zu Theil geworden!"

„Ja, Obrist, der Kaiser hat mit mir gesprochen, versetzte Bonneville sehr traurig, indem er das

Haupt senkte, und der Monarch hat mich dadurch sehr unglücklich gemacht," fügte er leise hinzu.

„Was sagen Sie da?" fragte der Präsident, der seine Worte wohl verstanden hatte.

„Ich wollte lieber, mir wäre eine Kugel durch den Kopf gegangen."

Niemand, als die Gardisten, welche zugleich mit ihm den Wachtposten der Manufactur besetzt hatten, verstanden den Sinn dieser Worte; diese machten aber auf Romeuf einen furchtbaren Eindruck, der mächtig angeregt in einem finstern Tone ausrief: „O, wäre mir doch die Kugel zu Theil geworden!"

„Ruhig nur, Sie sollen die Kugel nicht davon tragen, sprach mit Strenge der Capitain Dureau, indem er sich rasch zu dem Angeklagten wandte, so gut wird es Ihnen nicht werden."

Romeuf antwortete auf diese schreckliche Bemerkung:

„So sehe ich das Ding auch an, Capitain."

„Die Thatsachen sind offen vor uns, begann der Präsident wieder, der Rapport des Lieutenants Lariche läßt gar keinen Zweifel aufkommen. Auf diesen Beweis muß das Tribunal fußen."

Der Tambour Romeuf wurde noch einmal aufgefordert, sich zu vertheidigen. Er war nicht weniger großmüthig als Bonneville und erklärte wiederholt, daß er sich durch eine strafbare Empfindlichkeit dazu habe verleiten lassen, den Sergeanten zu beleidigen, dann habe er die verwegene Hand an die Ehrenzeichen seines Vorgesetzten gelegt, und nun bitte er dringend, daß man ihn den Tod erleiden lasse, denn ein Soldat wie er, der bis jetzt tadellos gedient, der auf den Schlachtfeldern von Boulogne das Ehrenzeichen erhalten habe, der müsse den Tod einer Gnade vorziehen, die ihn vor Schaam würde erröthen lassen, wenn er dem Tambour-Major und seinen übrigen Kameraden desselben Bataillons unter die Augen trete.

„Den Tod, den Tod, nur keine Schande! rief er, so sehe ich die Dinge an."

„Und dennoch scheint mir noch immer etwas Geheimnißvolles in der Sache zu liegen, meinte der Präsident, Romeuf, sagen Sie die Wahrheit."

„Die Wahrheit ist, Obrist, daß nichts mehr dahinter steckt. Ich war den Tag zu glücklich, das sind nun die Folgen — so sehe ich das Ding an."

„Wir möchten dem Corps gern einen so tapfern Soldaten erhalten," bemerkte einer der Richter.

„Wie sind Sie gütig, meine Herren, versetzte der Tambour bewegt, indem er mit der Hand den Schweiß von seiner Stirn trocknete, ich danke für Ihre Rücksicht. Ich kann aber nicht am Leben bleiben, wenn meine Ehre dahin ist. Mein Kaiser hat mit mir gesprochen, ich war zu glücklich, da mußte mich denn das Unglück treffen! Ich bitte um die Verzeihung meines Regiments, aller alten Garden, der Tambours, meines Majors und um die aller meiner Vorgesetzten, wegen des bösen Beispiels, das ich gegeben habe. Jetzt möge man mich mit meinen Ehrentrommelschlägeln und meinem Orden fricassiren, etwas Besseres verdiene ich nicht — so sehe ich das Ding an."

Die Richter, lauter ehrenhafte Offiziere, waren sehr bewegt. Romeuf hatte in ihnen Allen Vertheidiger gefunden, die unerbittliche Stimme der Disciplin aber und die Worte des Gesetzes trugen den Sieg davon. Auf den Befehl des Präsidenten wurde der Tambour wieder zurück in das Gefängniß der Abtei geführt, und schon eine Viertelstunde später, las ihm der Schließer in Gegen-

wart eines Detaschements Jägergarde, das im Hofe aufgestellt war, das Urtheil des Kriegsgerichts vor. Romeuf wurde zum Tode verurtheilt, weil er durch Wort und Hand sich an einem seiner Vorgesetzten vergangen, als er den Dienst in der Nähe der kaiserlichen Residenz hatte. Der Schließer fügte hinzu, daß dieses Urtheil, wenn anders nicht ein Gegenbefehl käme, in achtundvierzig Stunden vollzogen werden sollte.

4.

Eine Audienz zu Saint Cloud.

Am zweiten Tage, nachdem das Urtheil über den Tambour Romeuf ausgesprochen worden war, betrat der General Michelin, der den Vorsitz im Kriegsgericht geführt hatte, den Dienstsaal des Palastes in Saint Cloud. Er war mit Staub bedeckt und sehr erhitzt, große Schweißtropfen perlten auf seiner Stirn. Er wandte sich sogleich an den dienstthuenden Adjutanten, der ihm persönlich genau bekannt war.

„Wenn ich den Kaiser nicht bis eilf Uhr sprechen kann, sprach Michelin zu ihm in großer Gemüthsbewegung, so ist ein Unglücklicher, für dessen Schicksal ich mich interessire, verloren. Er soll heute um drei Uhr erschossen werden."

„Haben Sie um eine Audienz nachgesucht?" fragte der Adjutant mit Theilnahme.

„Nein, aber was thut das? Sagen Sie dem Kaiser, ich wäre hier in Dienstgeschäften. — Sehen Sie selbst, die Thür seines Kabinets ist nur angelehnt."

„Ganz recht, aber ich darf nicht eintreten, ohne gerufen zu seyn. Der Kaiser spricht so eben mit dem Polizeiminister; doch warten Sie ein wenig, Fouché hält sich vielleicht nicht lange auf."

Und in der That hatte Napoleon ein scharfes Examen mit dem Chef der Polizei. In Hamburg waren Broschüren, politischen Inhalts, gedruckt worden, welche eben nicht sehr glimpflich mit dem Kaiser verfuhren, und man war sehr bemüht gewesen, diese Bücher in der Hauptstadt und besonders in der Faubourg Saint-Germain zu verbreiten.

„Ihre Pflicht ist es, Alles zu wissen, und Sie wissen nichts, sprach Napoleon erzürnt zu dem zukünftigen Herzog von Otranto, Ihre Agenten haben weder Augen noch Ohren und kosten mir so schweres Geld, ich könnte ein ganzes Regiment dafür erhalten."

Diese Worte wurden mit so lauter Stimme

ausgesprochen, daß der dienstthuende Adjutant sie verstand; er näherte sich dem General und flüsterte ihm zu:

„Wollen Sie etwas von dem Kaiser erbitten, General, so haben Sie einen schlechten Zeitpunkt gewählt; wäre es nicht möglich, die Sache bis morgen zu verschieben?"

„Kann durchaus nicht seyn! Es handelt sich um das Leben eines meiner Leute — in einer Stunde schon ist es vielleicht zu spät."

„Das trifft sich sehr unglücklich! Auf jeden Fall also warten Sie."

Der General setzte sich in eine Fensterbrüstung und starrte unverwandt nach der Uhr im Salon, deren Zeiger sich für seine Wünsche allzu rasch weiter bewegten. —

Wir müssen hier für unsre geneigten Leser einschalten, was sich am Morgen desselben Tages in der Militairschule und im Gefängniß der Abtei zutrug.

Kaum hatte der Schließer den gefangenen Romeuf mit dem Ausspruch des Kriegsgerichts bekannt gemacht, als dieser auch feierlich erklärte, daß er das wohlverdient habe, daß er keine Ansprüche an

die Gnade des Kaisers mache und daß er fest entschlossen sey, zu sterben. „So sehe ich das Ding an," hatte er hinzugefügt.

Die verhängnißvolle Frist verging uud der General Michelin, welcher es schmerzlich beklagte, einen so tapferen Soldaten dem sicheren Tode entgegen gehen zu sehen, hatte die nöthigen Befehle gegeben, die Hinrichtung erst Nachmittags um drei Uhr stattfinden zu lassen. Die Unteroffiziere des Bataillons (Sergeanten und Corporale), welche das furchtbare Geschäft vollbringen mußten, wurden durch das Loos bestimmt. Bonneville war in Verzweiflung; er suchte den General Michelin auf und rief, während sich Thränen aus seinen Augen drängten:

„Obrist, wird Romeuf wirklich wie irgend ein schlechtes Subject todtgeschossen? Will es das Unglück, daß mich das Loos trifft — muß ich zu seiner Hinrichtung mitwirken — schieße ich mir nachher eine Kugel durch den Kopf!"

„Was aber kann ich dazu thun?" fragte der General, Romeuf ist so eigensinnig wie ein Maulthier; hat der einmal seinen Entschluß gefaßt, bringt

ihn nichts davon zurück. Er will, man soll ihn niederschießen, gut, so schieße man ihn nieder."

„Wollen Sie mir gestatten, Obrist, zu ihm zu gehen, vielleicht gelingt es mir, ihn zu bewegen, daß er es zuläßt, etwas zu seinen Gunsten zu unternehmen."

„Gehen Sie, doch bedenken Sie, daß der Kaiser zu Saint Cloud ist. Wie viel Zeit gehört dazu, hin und zurück zu gelangen." — —

Eine halbe Stunde später war Bonneville in der Abtei. Man führte ihn in das Zimmer des Tambours, wo dieser ruhig und regungslos seine letzten Dispositionen mit eben dem kalten Blute traf, als ob er irgend ein geringfügiges, militairisches Geschäft zu verrichten gehabt hätte. Der Sergeant wagte kaum näher zu treten.

„Kommen Sie nur zu mir her, Herr Bonneville, sprach Romeuf, jetzt können Sie doch keinen Groll mehr auf mich haben. Alte Kameraden erinnern sich in einem solchen Augenblicke, wie der jetzige, nur der gegenseitig verlebten frohen Stunden, jeder Zorn ist da ausgewischt. Wenigstens sehe ich die Dinge so an!"

Statt jeder Antwort flog Bonneville auf den Tambour zu und umarmte ihn unter Thränen. „Ich wollte mein Leben darum geben, wenn das Vorgefallene nicht geschehen wäre," sprach er.

„Ich gebe das meine hin, erwiederte der Verurtheilte bewegt, das wird hinreichen."

„Ich bin sehr unglücklich! rief der Sergeant, indem er verzweiflungsvoll die Hände rang. Sagen Sie mir wenigstens, Romeuf, daß Sie mir verzeihen."

„Ich Ihnen verzeihen! Ich allein hatte ja Unrecht. Sie sahen das Ding vor den Richtern wie ein trefflicher, wackerer Kamerad an, daß ich ein Schufft seyn müßte, wenn ich irgend einen Groll hegte. Jetzt heißt es zwischen uns: im Leben wie im — —"

Er endete seine Phrase nicht, das Wort erstarb ihm auf den Lippen.

Der Sergeant drückte die kalte Hand des Trommelschlägers in seine von Fieberhitze brennenden beiden Hände. Eine kurze Pause der größten Gemüthsbewegung folgte. Bonneville fand zuerst die Sprache wieder.

„Warum aber haben Sie nicht um Gnade bei

dem Kaiser nachgesucht? fragte er, er ist ja so gut gegen — Euch Uebrigen."

Der Sergeant wagte nicht zu sagen „uns;" die strengen Worte, welche Napoleon auf dem kleinen Wachtposten der Manufactur an ihn richtete, hatten ihn zu sehr gekränkt.

„Wozu das? erwiderte der Tambour. Der kleine Corporal ist ein zu guter Soldat, als daß er mich nicht sollte verurtheilen, wie es das Kriegsgericht gethan. Ich mag keine Gnade und der Kaiser wird mir keine angedeihen lassen. Ich weiß zu gut, wie er solche Dinge ansieht. — Jetzt, Herr Bonneville, möchte ich, daß Sie mich allein ließen — ich habe Sie noch einmal gesehen — Sie hegen keinen Groll mehr gegen mich — und ich sterbe ruhiger. Sie weinen wie die alte Marketenderin, die ihren Esel verloren hatte — so sollen Männer nicht scheiden!"

In diesem Augenblick schien im Kopfe des Sergeanten ein plötzlicher Gedanke zu ersteigen. „Adieu! adieu denn!" rief er Romeuf zu und enteilte dem Zimmer.

„Adieu!" erwiderte der Tambour, indem er ihm verwundert nachblickte. Dann zog er aus sei-

ner Tasche eine kleine schwarze alte Pfeife hervor, stopfte sie ruhig mit Tabak und sprach vor sich hin:

„Jeder Mensch hat die Freiheit die Dinge anzusehen, wie er will. So ist nun meine Art!"

Der Sergeant Bonneville kehrte in die Militairschule zurück und stattete dem General Michelin von seiner Unterredung mit dem Verurtheilten genauen Bericht ab, dann fügte er hinzu, daß man den Eigensinnigen wider seinen Willen retten müsse, und wußte mit der ihm eigenthümlichen Beredsamkeit dem Chef des Corps vor Augen zu führen, wie die Ehre des Regiments dies dringend nothwendig mache, daß Michelin versprach, noch einen Versuch zu wagen.

„Ich will den Kaiser aufsuchen, sprach der General, gestattet er mir eine Audienz, laß ich ihn nicht los."

Er gab darauf seinem Diener Befehl, ihm das beste Pferd zu satteln und sprengte dann gerade nach Saint Cloud.

Unterdessen verzögerte sich die Unterredung Napoleons mit dem Polizeiminister Fouché sehr.

„Wie ich Ihnen sagte, der junge Mann ist verloren, wenn ich den Kaiser nicht spreche," wie-

derholte der General dem Adjutanten, welcher sich zu ihm gesetzt hatte. In diesem Augenblick aber öffnete sich plötzlich die Thür des kaiserlichen Cabinets und Napoleon erschien, von Fouché gefolgt, zu dem er noch die Worte sprach: „So will ich es, so soll es seyn!"

Als der Beherrscher Frankreichs den General Michelin gewahrte, schritt er auf ihn zu und fragte kurz: „Nun, Michelin, was bringen Sie Neues?"

„Sire, Sie sehen mich hier, um von Ew. Majestät Gnade zu erflehen."

„So, so, entgegnete der Kaiser, sagte zu Fouché noch einige leise Worte, schritt dann nach seinem Cabinet und rief Michelin zu: Kommen Sie hier herein, General."

Der Präsident des Kriegsgericht that, wie ihm geheißen worden war.

„Sprechen Sie, was giebts?" fragte Napoleon, als er sich niedergesetzt hatte.

„Sire, ich nehme Ew. Majestät Gnade für einen der besten Soldaten der Garde in Anspruch."

Bei diesen Worten zog sich die Stirn des Kaisers in Falten.

„Für einen kühnen, tapferen Mann," fügte der General hinzu.

„Das handelt sich gewiß um tolle Streiche eines der Herren Unteroffiziere, ich wette! Sprechen Sie."

„Ew. Majestät wird sich der tapferen 32. Halbbrigade erinnern, die ich die Ehre hatte, in Italien zu commandiren."

„Ganz gut! unterbrach ihn Napoleon, in Italien, ganz besonders aber bei Arcole. Die 32. Brigade! Lauter Namen, welche wohlthuend an Ihr Ohr schlagen müssen, General."

Bei diesen Worten heiterte sich die Stirn des Kaisers auf und seine Augen leuchteten, wie es immer zu geschehen pflegte, wenn man von seinen ersten Feldzügen in Italien sprach.

„General, Sie holen ein wenig weit aus, kommen Sie zur Sache," sprach er.

Die Stimmung des kaiserlichen Herrn schien der Sache des Generals günstiger zu werden, dieser benutzte also den Moment, und begann nicht ohne Herzklopfen: „Der Mann, in dessen Rücksicht ich die Gnade Ew. Majestät in Anspruch nehmen will, hat nur die 32. Halbbrigade verlassen, um

erst in die Consulargarde und dann in die kaiserliche Garde einzutreten. Ich verdanke es ihm, daß ich nicht an den Ufern der Donau von den Oestreichern gefangen genommen wurde, er war es — —"

„Fassen Sie sich kürzer, General, lassen Sie die Donau und kommen Sie endlich zur Hauptsache."

„Zu Befehl. Vor einigen Tagen ließ der arme Teufel sich von seiner Lebhaftigkeit fortreißen. Er war auf Wache und nach einem Wortwechsel mit dem Sergeanten — hat er diesen ein wenig rauh zurückgestoßen. — Er wurde vor ein Kriegsgericht gestellt, dessen Präsident ich war — dasselbe hat ihn verurtheilt, obgleich — —"

„Das Kriegsgericht hat Recht gethan, rief der Kaiser mit erhobener Stimme, aber wie geht es zu, daß ich jetzt von dieser Sache zum ersten Male reden höre? Keiner Ihrer Rapporte hat etwas davon erwähnt."

„Ich habe es vermieden. Der Unglückliche wagte nicht bei Ew. Majestät um Gnade nachzusuchen, er wußte es, und alle seine Kameraden waren der Meinung, daß unser erhabener Kaiser es streng mit der Disciplin nimmt."

„Nichtsdestoweniger wird sie nur zu oft hinten angesetzt, unterbrach ihn Napoleon, nun weiter."

„Sire, heut soll nun die Hinrichtung vor sich gehn — um drei Uhr Nachmittags — da bin ich denn hier, Ew. Majestät anzuflehen, wenn auch nicht grade Gnade dem Tambour angedeihen zu lassen, denn er hat sich vergangen, doch um eine Milderung der Strafe für einen Mann zu bitten, der das Ehrenzeichen trägt, der — —"

„Genug, genug, General, unterbrach ihn wieder der Kaiser, dessen Gesicht sich bei Michelin's Rede ein wenig verfinstert hatte. Sie kommen hieher und wollen mich bewegen, dem Laufe des Gesetzes entgegen zu treten, bei einer solchen schweren Verletzung der Subordination? — Ihr Schützling ist brav und tapfer, sagen Sie. Wer ist denn das nicht in meiner Garde? Muß ich Ihnen das erst auseinander setzen, daß die tapfersten Soldaten ohne strenge Disciplin, nur eine sehr schlechte Armee bilden? Ich kann also nichts thun; es schadet nichts, wenn einmal ein Exempel statuirt wird. — Auch hätte man mich eher davon benachrichtigen müssen."

„Wenn Ew. Majestät mir nur gestatten wollten, daß ich jetzt den Hergang der Sache mittheilte."

„Damit hätten Sie anfangen sollen, rief der Kaiser lebhaft; obgleich das Alles nichts in dem Schicksal des jungen Mannes ändern kann, will ich es doch mit anhören. Nur fassen Sie sich kurz, denn ich habe keine Zeit."

„Sire, nicht in Dienstsachen fanden vermittelnde Einmischungen statt," fuhr Michelin fort.

„Also gab es doch dergleichen? Von welcher Seite?"

„Von Seiten des Sergeanten Bonneville, Sire! Er selbst ist aufgetreten für den Angeklagten, und nach seinem Rapport ist mein Schützling unschuldig. Ein Vorgesetzter kann ihm befehlen, er solle sich auf seinem Posten todtschießen lassen, er wird gehorchen; da geht ihm das Wort seines Corporals über Gottes Wort — über das Ihre, Ew. Majestät, über jedes Andere — —"

„Sacht! sacht!" unterbrach ihn Napoleon, indem er, wie er zu thun pflegte, ungläubig mit dem Kopfe schüttelte.

„Aber hier handelte es sich nur um einen Streit, um einen Wortwechsel, fuhr Michelin unermüdet

fort, der auf dem Wachtposten der Manufactur statt hatte. Der Tambour Romeuf, für den ich jetzt um Gnade flehe — —"

„Romeuf, Romeuf, sagen Sie?"

„Zu Befehl, Sire, der Tambour Romeuf ist es, für den ich die Gnade Ew. Majestät jetzt in Anspruch nehme."

„In der That? Es ist noch nicht vierzehn Tage her, daß ich dieses Original zum ersten Mal vor Augen bekam. Es ist ein Großsprecher und wie es scheint ein ehrgeiziger. Der dankt Ihnen kaum Ihre Mühe, Herr General."

„Verzeihen mir Ew. Majestät, Romeuf ist wirklich ehrgeizig, aber er ist es auf seine Weise. Auch ist er Ew. Majestät mit Leib und Seele ergeben und verachtet jeden, der nicht so denkt. Russen und Preußen, glaube ich, zählt er gar nicht zum menschlichen Geschlecht. Auch ist er tapfer, ein vorzüglicher Soldat — —"

Napoleons Stirn glättete sich ein wenig. „Der Bursch hat in der That seltsame Manieren — reden Sie weiter!" fügte er mit milderem Tone hinzu.

„Daß der Sergeant durchaus das erste Unrecht

beging, antwortete rasch Michelin, daß Romeuf, ohne zuvor gereizt zu seyn, niemand — —"

„Der Name des Sergeanten ist?"

„Bonneville, Sire, von der zweiten Compagnie des ersten Bataillons Jägergarde. Er ist noch neu im Dienst."

„Ich weiß, ich weiß, er trägt kein Ehrenzeichen, ich habe denselben Tag auf dem Wachtposten auch mit ihm geredet. — Es ist genug, General, ich will sogleich einige Worte an den Platzcommandanten schreiben, er soll die Hinrichtung aufschieben. Ihr Tambour aber bleibt im Gefängniß, bis über ihn und den Streit die genaueste Kunde eingezogen ist. Ich will etwas thun für einen Mann, dem ich die Erhaltung eines so verdienstvollen Offiziers verdanke, wie Sie sind, mein lieber General. Späterhin rede ich selbst gern einmal wieder mit ihm, wenn sich die Gelegenheit dazu darbietet; ich habe meine Gründe dazu. Wo ist er jetzt?"

„In dem Gefängniß der Abtei, Sire!"

„Bringen Sie ihn morgen zu mir. Ich will es ihm begreiflich machen, diesem Herrn — — Herrn — —"

„Romeuf, Ew. Majestät."

„Ja, Romeuf, ich will es ihm sagen, daß die Russen und Preußen, die wir geschlagen haben und noch ferner schlagen werden, daß sie es wohl verdienen, von uns besiegt zu werden — und daß es kein leichtes Stück Arbeit ist, mit ihnen Krieg zu führen. — Nun, General, nehmen Sie meinen Befehl, und besorgen Sie, daß alles pünktlich demgemäß geschieht."

Napoleon schrieb schnell einige Zeilen auf ein Blatt Papier, händigte es dem General ein, und entließ ihn mit ganz besonderem Wohlwollen. Michelin war freudetrunken, überglücklich.

5.

Jeder, wie er die Dinge ansieht.

Der General Michelin, welcher nichts eifriger zu thun hatte, als den Befehl zum Aufschub der Hinrichtung in die rechten Hände gelangen zu lassen, begab sich am andern Morgen in die Abtei, meldete sich bei dem Director des Gefängnisses und wurde sogleich in das Zimmer Romeufs geführt.

Bei dem Anblick seines Obristen, der vor ihm in Gala-Uniform erschien, der ihn zum Tode verurtheilt hatte, veränderten sich die Züge des Tambours zum Erschrecken. Ein Krampf schien sie zu verzerren, die Augen traten aus ihren Hölen, er regte sich nicht und war wie an seinen Platz gefesselt.

Am Tage zuvor, als die Stunde zu seiner Hinrichtung herangerückt war, als er glaubte, man würde jeden Augenblick in sein Zimmer treten, um ihn nach der Ebene von Grenelle zu führen, hatte sich seiner eine heftige Gemüthsbewegung bemächtigt; da aber die bestimmte Zeit verging, ohne daß etwas geschah, beschwichtigte sich diese Aufregung wieder nach und nach und er warf sich mit Sonnenuntergang auf sein Lager, indem er zu sich selbst sagte:

„Sie sehen das Ding gewiß anders an. — Morgen soll es erst vor sich gehen."

Romeuf war eingeschlafen; doch unruhige Träume führten ihm stets die Hinrichtung vor, den Anblick der Gewehre der Kameraden. Ja selbst, als er am andern Morgen erwachte, mußte er sich besinnen, ob er auch wirklich noch unter den Lebenden weile. Ein freudiges Gefühl durchzuckte die jugendliche Brust, er lebte noch, seine Glieder waren unbeschädigt. Er kleidete sich rasch an und hatte eben seinen Anzug vollendet, als der General plötzlich in sein Zimmer trat.

„Folgen Sie mir," rief er dem Tambour kurzweg zu.

Romeuf verneigte sich bejahend und schritt dem General nach aus dem Gemache, stieg mit ihm in den bereitstehenden Wagen, der sie Beide nach St. Cloud führte, ohne daß der arme Tambour nur ahnen konnte, was man mit ihm vorhabe. Er glaubte noch fortwährend zu träumen, sein Kopf war verwirrt, denn der General sprach unterwegs auch nicht ein einziges Wort mit ihm. Nur als sie durch die köstlichen Zimmer des Palastes von St. Cloud schritten, sagte ihm Michelin im strengen Tone: „Sie sollen Sr. Majestät dem Kaiser Rechenschaft von Ihrem Betragen geben."

Romeuf wurde bei diesen Worten bleich wie der Tod.

„Dem Kaiser, Obrist? stammelte er hervor, und seine Kniee bebten, dem kleinen Corporal in eigner Person?"

„Dem Kaiser unserm Herrn, wie ich Ihnen sagte."

„Ach, Obrist, ich wollte mich lieber erschießen lassen."

Nach diesen Worten machte Romeuf eine rasche Bewegung und wandte sich der Thür wieder zu, in die sie eben eingetreten waren; der General aber

erfaßte ihn beim Arme und sprach in einem noch strengeren Tone:

„Das eine wird das andere nicht verhindern."

„Wenn Sie, General, das Ding so ansehen, habe ich nichts weiter zu sagen."

Einige Augenblicke später führte der dienstthuende Adjutant die beiden Ankömmlinge in das Cabinet des Kaisers. Derselbe war allein. Er nickte dem General freundlich zu, schritt dann auf den bebenden Romeuf zu, erfaßte den Zipfel seines einen Ohres und rief:

„Du Bursch bist es also, der die Russen und Preußen nicht für Menschen gelten lassen will, der da behauptet, sie wären schlechte Soldaten?"

Es scheint, als ob Napoleon sich mehr mit dieser Meinung des Trommelschlägers, als mit seinem verübten Vergehen beschäftigt hatte.

Bei dieser so ganz unerwarteten Anrede, aus der der arme Romeuf nicht klug werden konnte, senkte derselbe das Haupt und war nicht im Stande, auch nur ein einziges Wort über seine Lippen zu bringen. Der Kaiser zupfte ihn kräftiger am Ohr, um eine Antwort zu erzwingen.

„Nun, ja doch, ja, Sire! rief der Tambour

endlich mit einem Seufzer, so sehe ich das Ding an."

Napoleon war glücklicherweise sehr guter Laune, er entgegnete fast mit Freundlichkeit:

„Du und ich, wir haben Beide schon die Russen und Preußen geschlagen, wir wissen wohl, was es uns gekostet hat."

Diese Worte beruhigten Romeuf gänzlich; er hatte seinen ganzen Muth wieder gewonnen, und sprach mit großer Freimüthigkeit:

„Das ist ganz gut, mein Kaiser, es sind doch aber nicht so gute Soldaten wie wir."

„Wenn wir aber nur schlechte Soldaten besiegt haben, wo bleibt dann unser Ruhm?"

„Der Ruhm? Das ist etwas anderes, mein Kaiser, etwas ist auch mit ihnen davonzutragen, der gehört aber ganz allein Ew. Majestät."

„Ich aber erkläre Dir hiermit, daß die Russen sehr tapfere und tüchtige Soldaten sind."

„Wenn Sie das Ding so ansehen, darf ich nicht widersprechen, unterdessen — —"

„Wie, noch eine Einrede?" unterbrach ihn Napoleon.

„Es ist meine Weise, das Ding so anzusehen," versetzte dreist der Tambour.

„Das ist ein drolliges Original, lächelte Napoleon, indem er sich an den General Michelin wandte, das ist vielleicht seit zehn Jahren das erste Mal, daß ein Soldat in meiner Gegenwart wagt, eine andere Meinung zu äußern als die meine." — Darauf trat er wieder zu dem Trommelschläger: „Dein Insubordinations-Vergehen soll Dir verziehen seyn, jedoch unter der Bedingung, daß, wenn Du Dich je den Russen oder Preußen gegenüber befindest, Du immer derselben Meinung bleibst wie heute, und daß sie Dir nie Furcht einjagen."

„Sire, ich habe noch nie meine Weise, die Dinge anzusehen, geändert. Wann aber soll ich dann erschossen werden?"

„Erschossen? fragte Napoleon erstaunt, und indem er sich zum General wandte, fügte er hinzu: Er scheint mich nicht verstanden zu haben."

„In der That, sprach Romeuf mit großer Freimüthigkeit, mein Tod bringt keinem Nutzen, nicht einmal den Russen; ich lasse mich viel lieber für

Ew. Majestät erschießen, das kann doch ein gutes Beispiel geben und ist mir schmeichelhafter."

„Das glaube ich, rief Napoleon, für jetzt aber soll es unterbleiben, änderst Du aber Deine Meinung, findest Du mich unerbittlich. Für jetzt bist Du frei!"

„Sehen Sie das Ding so an, mein Kaiser!"

„Ja, so sehe ich das Ding an, lächelte Napoleon, begieb Dich jetzt zu Deinem Corps und betrage Dich ferner so, daß ich keine Klagen höre."

Romeuf verließ freudetrunken Saint Cloud und kehrte im raschen Laufe nach der Militairschule zurück.

6.

Versöhnung.

Als der Sergeant Bonneville Nachricht davon erhalten hatte, daß der Tambour wieder in der Militairschule angelangt sey, eilte er rasch dorthin, suchte ihn in seinem Zimmer auf und sprach zu ihm in Gegenwart vieler seiner Kameraden:

„Jetzt, Herr Romeuf, wenn Sie mit mir einen und denselben Grad einnähmen, würde ich nicht anstehen, Ihnen, den Säbel in der Hand, Genugthuung für das zu geben, was sich auf dem kleinen Wachtposten der Manufactur zwischen uns zutrug. Ich aber war Ihr Vorgesetzter, wie ich es

noch bin, und Sie wollten mir nicht gehorchen. Durch meine Pflicht gezwungen, mußte ich Hand an Sie legen. — Wie sehr es mir später leid that, wie furchtbar es mir gewesen wäre, wenn die Sache eine schlimme Wendung genommen hätte, kann ich Ihnen nicht beschreiben, auch wäre es unnütz, denn Sie wissen es schon. — Ich komme aber jetzt hierher, in Gegenwart unserer Kameraden um Ihre Vergebung zu bitten und Ihnen meine Hand zur Versöhnung zu reichen, Herr Romeuf."

„Es lebe unser braver Sergeant!" riefen die anwesenden Gensd'armen.

Ohne ein Wort zu erwiedern, warf sich der Tambour tief bewegt in die Arme Bonneville's. Beide blieben einige Augenblicke schweigend in dieser Stellung, dann rief Romeuf wie begeistert:

„Ja, Herr Bonneville, wenn alle Leute die Dinge auf so edelmüthige Weise ansähen, wie Sie!"

Nach einer halben Stunde führte Bonneville den Trommelschläger als seinen Gast nach dem Speisehause der Unteroffiziere, wo jeder dem Letzteren die herzlichsten Glückwünsche darbrachte. Es

ist überflüssig, hinzuzufügen, daß tüchtig auf die Gesundheit Romeufs und Boneville's, aber noch mehr auf die des Kaisers und des Generals Michelin getrunken wurde.

7.

Was sich unterdessen zutrug.

Unterdessen hatte der Kaiser Alexander mit dem König von Preußen am Grabmale Friedrichs des Großen in Potsdam ein festes Bündniß geschlossen. Die Russen rückten in Eilmärschen gegen Berlin an, während die Truppen Napoleons sich nach dem Rheine zogen. Der Kaiser von Frankreich stellte seine Armee in der Gegend von Roßbach auf, wo sich einst die Fahne der Franzosen senkte. Die Schlacht von Jena ward geschlagen.

Die Russen näherten sich immer mehr und mehr und Napoleon bezeichnete auf der Landkarte die Gegend von Eylau mit Bedeutung: „Ich

werde sie hier schlagen — und da — und da," sprach er.

Er hatte die blutigen Tage von Eylau und Friedland schon im Geiste gesehen.

Am Tage der Schlacht von Eylau sah man den Kaiser überall. Positionen wurden besetzt und wieder verlassen. Die Russen hatten auf einem Kirchhofe ihre Macht concentrirt, um die Behauptung dieser Stelle wurde mit der größten Erbitterung gekämpft. Das Blut floß in Strömen. Napoleon zeigte auf einen Fleck und gab den Befehl, dort eine Batterie der leichten Artillerie aufzustellen und auf die Menschenmauer zu schießen, welche sich vor der Kirche befand.

„Die Russen machen uns viel zu schaffen," sprach der Kaiser zu einigen Jägergardisten zu Fuß, welche, das Gewehr im Arm, dem heftigen Feuer der Feinde ausgesetzt waren.

„Ja, ja, die Russen! ertönte eine Stimme aus der Gruppe der Trommelschläger, es ist nicht genug, daß man sie todtschießt, man muß sie noch anstoßen, daß sie nur umfallen. Das ist so ihre Weise, die Dinge anzusehen."

„Obrist Michelin, lassen Sie Ihre Jäger vor-

rücken, wir müssen diese Kirche haben!" rief Napoleon.

„Vorwärts, vorwärts, auf den Feind! Es lebe der Kaiser! Wir müssen die Kirche haben!" riefen tausend Stimmen auf einmal.

Alles war plötzlich in der größten Bewegung, die Trommeln wurden gerührt, die Bayonette senkten sich, die Artillerie rückte vor. Der Kaiser folgte dieser allgemeinen Bewegung mit seinem scharfen Auge. In der Mitte dieses furchtbaren Durcheinanders von Feuer, Eisen, Menschen, Geschütz, sah er einen Tambour vorbeieilen, das Gesicht mit Blut bedeckt.

„Wo willst Du hin? rief Napoleon ihm zu, Du bist verwundet, Du mußt in das Feldlazareth."

„Erst wenn wir die Kirche haben, rief der Trommelschläger in einer Art Begeisterung. Wenigstens sehe ich das Ding so an!"

Der heiße Kampf währte einige Stunden lang, endlich wurde die Kirche und die Stellung genommen, und der Sieg war entschieden. Am andern Morgen bot das Schlachtfeld einen furchtbaren Anblick dar.

Blutströme hatten den Schnee geschmolzen;

der Ruf: „Es lebe der Kaiser!" mischte sich mit dem Jammergeschrei der Verwundeten; bei den verlassenen russischen Batterien waren die Leichen hoch aufgehäuft. Das 24. Infanterie-Regiment war zusammen gestürzt, wie ein einzelner Mann. Auf diesem Todtenacker errichtete man ein hölzernes Kreuz, auf dem man die Worte las: „Hier ruht das tapfere 24. Regiment!"

Achtundvierzig Stunden gehörten dazu, die Todten zu beerdigen und die Sterbenden und Verwundeten hinwegzuschaffen.

Bald näherte sich nun der Schlachttag von Friedland. Napoleon hatte ihn vorausgesehen. An dem Tage ging die Sonne so glänzend auf, wie beim Kampfe zu Austerlitz. Dieselben Russen wurden geschlagen, dieselben Franzosen siegten.

„Heut ist der Jahrestag von Marengo!" rief Napoleon, als er am Morgen vor den Reihen seiner Krieger auf und ab schritt. — Bei diesem Kampfe mußten die Bayonette zur Entscheidung führen. Auf beiden Seiten ging es hart her, wurde mit großer Tapferkeit gefochten; endlich räumten die Russen alle Positionen, und diese ihre Niederlage trieb sie in ihr Heimathsland zurück.

Der Kaiser der Franzosen hatte an diesen beiden verhängnißvollen Tagen auch viele Verluste zu beklagen. Zwei Tage später gab er in seinem Hauptquartiere zu Wehlau dem commandirenden Chef den Befehl, daß er in den Ebenen von Wriesen eine Inspection über seine Armee halten wolle, wo diese provisorisch cantonnirte. Vom Morgen des zur Revue bestimmten Tages an, stellte man an die Spitze eines Bataillons diejenigen der Offiziere, welche, trotz ihrer Wunden, doch nicht ins Lazareth geschafft seyn wollten. Obgleich die Schmarre, welche der Tambour Romeuf bei Eylau über den Kopf bekommen hatte, noch nicht geheilt worden war, hatte er doch dem Kampfe bei Friedland beigewohnt, wo ihm ein feindlicher Dragoner einen furchtbaren Hieb in den einen Arm versetzt hatte. Nichtsdestoweniger sah man ihn doch am Tage der Revûe in dem tapferen Peloton.

Napoleon erschien. Er begann die Inspection an der linken Seite und schritt sehr langsam weiter.

Der General Davillars stellte ihm sogleich den Offizier der leichten Artillerie vor, der mit seinen sechs Stücken Geschütz dem Feinde zu Eylau so ungemeinen Schaden zugefügt hatte.

„Er ist von heute an Capitain," sprach der Kaiser weiterschreitend, ohne den Offizier anzublicken.

„General, flüsterte der so eben zum Hauptmann erhobene Lieutenant seinem Chef, der dem Kaiser folgte, ins Ohr, das Kreuz, das Kreuz der Ehrenlegion war mein Wunsch! Ersuchen Sie den Kaiser in meinem Namen um diese Auszeichnung."

Der General Davillars benutzte einen Augenblick, in welchem der Kaiser seine Schritte hemmte, um ihm folgende Worte zu sagen:

„Sire, der junge Offizier, den Ew. Majestät so eben zum Capitain zu erheben geruhten, findet sich nach dieser Erhöhung nicht glücklich. Er würde das Kreuz vorgezogen haben."

Napoleon wandte sich rasch zu dem neugeschaffenen Hauptmann.

„Junger Mann, sprach er im strengen Tone, Sie verlangen das Kreuz und haben nicht einmal einen Bart?"

„Das ist wahr, entgegnete der junge Militair, ohne im mindesten bestürzt zu seyn, mit großer Freimüthigkeit, mein Bart war es auch nicht, der bei Eylau die Batterie commandirte."

„Er hat Recht! rief der Kaiser, dem die Antwort nicht mißfiel. Berthier, notiren Sie den Namen dieses Offiziers, er soll das Ehrenzeichen erhalten."

„Welch ein unerhörtes Glück, rief ein alter Sergeant, dessen bärtiges Gesicht voller Narben war, Capitain und das Kreuz in einer Viertelstunde!"

Einige Schritte weiter stellte der Obrist Kormann dem Kaiser einen Capitain vor und erbat für denselben den Grad eines Commandanten.

„Wie viele Jahre hat er schon seinen jetzigen Grad?"

„Funfzehn, Sire!"

„So muß er vergessen seyn! Capitain, Sie sind Commandant, beeilen Sie sich, die verlorne Zeit wieder einzuholen."

Bei dem Peloton der Verwundeten angelangt, stellte der General Michelin dem Kaiser den Sergeanten Bonneville vor, welcher bei dem Angriffe der russischen Küraſſire zu Friedland schwer verwundet worden war, und erbat für ihn ein Avancement. Napoleon erkannte ihn nicht wieder

und sprach zu dem General: „Verwundet, verwundet! das ist noch kein Grund."

„Sire, er hat getreulich seine Pflicht erfüllt!"

„Alle Teufel, das muß jedermann thun, ich, Sie, jeder! Auf solche Weise müßte ich 12,000 Mann meiner Garde avanciren lassen."

Und der Kaiser schritt weiter. Augenscheinlich war Bonneville nicht unter einem günstigen Stern geboren.

Wieder eine Strecke weiter gelangt, trat dem Kaiser aus den Reihen der Krieger ein Tambour entgegen; dieser trug den linken Arm in der Binde.

„Bist Du auch da? rief der Kaiser, Du willst auch Avancement? Was verlangst Du denn?"

„Mein Kaiser, sprach Romeuf freimüthig, ich habe jetzt nur noch einen brauchbaren Arm, ich fordre also etwas, was mich sehr glücklich machen würde."

„So willst Du wohl gar das Epaulet?"

„Etwas Besseres als das, mein Kaiser, ich möchte Tambour-Major in Ihrer Garde werden."

„Tambour-Major! wiederholte Napoleon, warum willst Du nicht gar zu den Grenadieren übergehen! Du armer Narr, Du hast ja kaum vier Fuß sechs

Zoll. Hast Du denn nie den Senot *) gesehen? Meinen tapferen braven Senot? Er ist wenigstens zwei Fuß größer als Du, Du siehst also, daraus kann nichts werden. Es fehlen ihm dazu zwei Fuß,"

*) Der Tambour-Major des ersten Regiments der Grenadiere zu Fuß, der alten Jägergarde, nannte sich Senot. Es war der schönste Mann in der der ganzen Armee. Er war Capitain in einem Linienregiment und nur auf die dringendsten Bitten des Kaisers willigte er ein, zur Garde als Tambour-Major überzugehen, mit der Bedingung: daß er seinen vormaligen Grad und die Vortheile, welche ihm dieser zusicherte, beibehielte, welches ihm Napoleon zugestand. Der Capitain Senot war ein tapferer Offizier, der eine ausgezeichnete Erziehung genossen hatte; er wußte sich fein zu benehmen und auszudrücken. Der Kaiser soll oft daran gedacht haben, ihn nach fremden Höfen als Gesandten zu schicken. „Frankreich kann nicht besser repräsentirt werden als durch Senot, sprach Napoleon zu Talleyrand, der sich dieser Wahl fortwährend widersetzte. Sie können ihm einblasen, was er zu sagen hat." — Dieses Muster von einem Tambour-Major starb zu Madrid der Burgos. Seine Stelle wurde erst ein Jahr später zu Schönbrunn wieder besetzt.

fügte der Kaiser hinzu, indem er sich an den General Mouton wandte, der ein Lächeln nicht unterdrücken konnte, als er den kleinen schlanken Wuchs des Tambours betrachtete.

„Ich dachte es wohl, Ew. Majestät, daß das nicht in Ihren Kram taugen würde. Was soll ich aber anders erbitten — ich kann ja nicht einmal lesen," entgegnete der Tambour betrübt.

„Bah, bah, rief Napoleon und zuckte die Schultern, brauchen denn die Löwen lesen zu können?"

„So, so, Ew. Majestät sehen das Ding auf diese Weise an. Ganz gut, dann will ich mich wieder zu meinem Corps begeben und ruhig warten."

„Daran thust Du Recht," sprach der Kaiser, ohne den Tambour anzublicken. Dieser zog sich traurig wieder in seine Reihen zurück, hinter die Offiziere, welche die Fronte dieses Pelotons bildeten. Napoleon bestieg sein Pferd, um die Revüe der Cavallerie zu beginnen, welche ungefähr dreihundert Schritte von der Infanterie aufgestellt war.

8.

Der Abend vor der Schlacht von Wagram.

Am Abend vor der Schlacht von Wagram, mitten in der Nacht und unter einem furchtbaren Gewitter, leitete Napoleon einen heftigen Angriff gegen den linken Flügel der Oestreichischen Armee, welche die ausgedehnte Ebene vor Neusiedel besetzt hielt. Mehr als hundert Kanonen verbreiteten Schrekken unter den friedlichen Bewohnern. Der Feind seinerseits hatte muthig dieser unerwarteten Attaque Stand gehalten. Das Gekrach des schweren Geschützes unserer Artillerie mischte sich mit dem furchtbaren Rollen des Donners; Feuersäulen, welche vom Dorfe Enzendorf, wo die Oestreicher es ver-

suchten, sich zu verschanzen, aufstiegen, erhöhten noch den Schrecken dieser Scene der Vernichtung.

Napoleon behielt in diesem Chaos seine vollständige Ruhe bei; er überwachte alles mit seinem Adlerblick. Bis auf die Haut durchnäßt, kam er nicht vom Pferde, welches bei jedem Schritt mit seinen Beinen halb im Kothe untersank. Er ritt eine kurze Strecke, beobachtete scharf, kehrte zurück und gab Befehle, so besonnen und gefaßt, als ob es nur einer Parade gelte. Die allgemeine Verwirrung diente ihm dazu, die Bewegungen seiner Truppen vor dem Erzherzog Carl zu maskiren; und wirklich hatte, als der Tag anbrach, die große Armee sich wie auf einen Zauberschlag entwickelt, und zwang den Feind, den Plan der Schlacht, den er längst durchschaut hatte, zu ändern.

Dieser furchtbaren Nacht folgte ein herrlicher Morgen. Gegen zehn Uhr ließ der Kaiser der Franzosen die ersten Linien vorrücken, und plötzlich bewegten sich nun auf einmal in der Ebene vom Marschfelde alle Bayonette und bildeten, sich jeden Augenblick durch neue Bataillone, ja Regimenter verstärkend, einen ungeheuren Wald. Am Abend desselben Tages bezeichneten die Wachtfeuer der alten

Garde eine ungeheure Linie. Offiziere und Adjutanten sprengten unaufhörlich die Reihen auf und ab und überbrachten neue Befehle. Die Bäume und Sträucher in einem weiten Umkreise waren niedergehauen worden, so daß man nur mit großer Mühe so viel Holz von eingeschlagenen Thüren und Fenstern auftrieb, um für den Kaiser eine elende Baracke aufzurichten. Die Nacht war sehr kalt. Die Offiziere des Generalstabes standen um ein Feuer von Buschwerk, in ihre Mäntel gehüllt, wärmten sich, niemand aber sprach eine Sylbe; da wurde ihre Aufmerksamkeit plötzlich durch das Geschrei eines Soldaten rege gemacht, der sich mit der kaiserlichen Escorte stritt, welche es nicht zugeben wollte, daß er weiter vordränge.

„Ich muß augenblicklich mit dem kleinen Corporal reden, sprach Romeuf sehr lebhaft, sein Plan zu dieser Schlacht ist unrichtig; wenn ich ihm nicht den auseinander setze, welchem er folgen muß, so sind wir Morgen alle fricassirt. So wenigstens sehe ich das Ding an!" —

Die Offiziere, welche diese Worte vernahmen, lächelten mitleidig; sie hielten Romeuf für betrunken oder geistesverwirrt. Die Adjutanten und Ober-

offiziere waren zum Letztenmale in dem kaiserlichen Zelte gewesen und hatten ihre Befehle in Empfang genommen. Alles verkündete, daß am andern Tage eine große Schlacht geliefert werden sollte, und nun kam dieser Tambour und wollte die Dispositionen geändert wissen, die das Genie Napoleons entworfen hatte! Als der Unberufene durchaus sich nicht zurückweisen lassen wollte, gab ein Capitain den Befehl, ihn zu ergreifen. Romeuf aber hatte das kommen sehen und schrie, so sehr er konnte: daß die ganze Armee ihren Untergang finden würde, wenn man es ihm verweigere, mit dem Kaiser zu reden; Napoleon, welcher so eben einem General-Major eine neue Ordre dictirte, hörte endlich den Lärm und hielt mit dem Dictiren inne.

„Was soll der Tumult? fragte er. Berthier, sehen Sie was es giebt, und strafen Sie die Besessenen, die es wagen, mich zu stören."

Der General-Major kehrte bald zurück und erzählte dem Kaiser den Anlaß des Tumults.

„Was sagen Sie, entgegnete Napoleon lächelnd, ein Tambour kommt und behauptet, mein Plan zur Schlacht tauge nichts! Zu welchem Corps gehört dieser Mann?"

„Zum ersten Regiment der Jägergarde zu Fuß. Er trägt das Ehrenzeichen."

War es nun, daß eine plötzliche Eingebung Napoleon dazu antrieb, oder war es seine Vorliebe für die Soldaten der alten Garde, genug, er sprach zu Berthier:

„Trägt er das Kreuz, so muß ich ihn kennen. Man bringe ihn hierher, ich will versuchen, ob ich ihn beruhigen kann. Diese Güte gegen ihn wird auf seine Kameraden ihre Wirkung nicht verfehlen; sie werden morgen desto heldenmüthiger kämpfen."

Ohne im mindesten verlegen zu seyn, trat der Tambour in das kaiserliche Zelt und blieb einige Schritte von Napoleon entfernt stehen. Als man ihm noch immer nicht die Erlaubniß zu sprechen ertheilte, legte er die Hand an seine Mütze, räusperte sich ein wenig und wollte eben beginnen, als Napoleon ihm zuvorkam, indem er, ohne ihn anzublicken, fragte:

„Nun, was soll's? Was hast Du mir so eilig zu berichten?"

„Mein Kaiser — Ew. Majestät sehen mich hier, ich muß — —"

Als Napoleon diese ihm wohlbekannte Stimme

vernahm, blickte er empor, erkannte Romeuf und rief: „Bist Du's schon wieder?"

„Ja, mein Kaiser, ich, jetzt ich, und immer ich, bis an das Ende aller Enden! So sehe ich das Ding an!"

„So sprich, aber mache es kurz."

„Ja, mein Kaiser!" Und sehr rasch fügte er hinzu:

„Sire, was ich Ew. Majestät mitzutheilen habe, ist kurz und wird nicht länger dauern als die Sache selbst. Morgen werden Sie eine Schlacht liefern, das ist sicher. Sie haben Ihren Plan gemacht, aber Romeuf giebt Ihnen sein Wort, um eine verblümte-Redensart zu gebrauchen, derselbe Plan ist keine Prise Taback werth. So sehe ich wenigstens das Ding an."

Als der Kaiser diese dreisten Worte hörte, verließ ihn seine gewöhnliche Ruhe, in einem Anflug von Zorn griff er zu seiner Reitpeitsche und rief mit donnernder Stimme:

„Unverschämter, nicht ein einziges Wort mehr!" Bald aber schämte er sich dieser seiner Aufregung, er warf die Reitpeitsche weit von sich, „er ist ein Narr," stieß er langsam hervor. Unterdessen stand

Romeuf unbeweglich da, obgleich Berthier und alle, welche den Kaiser umgaben, kaum zu athmen wagten, so bestürzt waren sie von der Dreistigkeit des Soldaten, der ihnen ein Zwerg in Gegenwart eines Riesen schien.

„Haben Sie das mit angehört, meine Herren?" fragte Napoleon endlich.

Niemand wagte zu antworten. Romeuf aber begann mit sehr bewegter Stimme:

„Gerathen Sie nicht in Zorn, mein Kaiser, ich will Ihnen das ganze Ding klar vor Augen legen, daß Sie es mit Händen greifen können. Dann lassen Sie mich mit Bayonetten in einem Mörser zerstoßen; Romeuf wird sich auch dann noch glücklich schätzen, wenn er seinem Kaiser einen Dienst geleistet hat, dem er schon sein Leben, seine Ehre und viele andere Dinge verdankt."

Der Kaiser machte eine Bewegung mit der Hand, daß er weiter reden solle; der Trommelschläger fuhr also in demselben Tone fort:

„Erstens haben Ew. Majestät Ihren rechten Flügel durch eine Batterie von acht Haubitzen und vierundzwanzig Feldstücken geschützt, commandirt von dem General — — —"

„Genug, genug, unterbrach ihn Napoleon, wie von einem electrischen Schlage getroffen. Er blickte rasch um sich, dann sprach er in einem milderen Tone zu seinem Gefolge gewandt: „Treten Sie ein wenig zurück, meine Herren," und zu dem Tambour fügte er leiser hinzu: „ist da alles, was Du weißt? Wer hat Dir das gesagt? Rede schnell!"

„Verzeihen Sie, mein Kaiser, wenn Sie mich so rasch befragen, verwickele ich mich in meiner Mittheilung; wenn Sie mich lieber meinen eignen Weg gehen lassen — — —"

„So rede, rede! rief Napoleon, indem er ihn beim Arm erfaßte, sage die Wahrheit, von wem Du diese Kunde hast — die Wahrheit, sage ich — oder ich lasse Dich hier vor meinen Augen erschießen."

Diese Drohung schien auf den Tambour nicht den mindesten Eindruck zu machen, er legte wieder seine Hand an die Mütze und sprach mit unerschüttertem kalten Blute:

„Das ist etwas anderes, mein Kaiser, Sie haben das Recht dazu, Sie wissen ja, vor drei Jahren — Sie schenkten mir damals das Leben, Sie können es mir jetzt auch nehmen. Doch an Ihrer

Stelle wartete ich bis morgen, bis ich mich erschießen ließe, Sie könnten bis dahin erst selbst sehen. Was ich zu sagen habe, ist nur zu Ew. Majestät Vortheil. So sehe ich das Ding an."

„So sprich, Unglückseliger, rief Napoleon mit gränzenloser Ungeduld, Du siehst ja, daß ich es hören will."

Romeuf nahm nun einen Trommelschlägel aus seinem Gürtel, kniete nieder und zeichnete auf den Fußboden eine Art Plan, dann beschrieb er ihn folgendermaßen:

„Sire, an jener Ecke steht die besagte Batterie, Ihr rechter Flügel zieht sich bis dahin — wir Anderen bleiben da unten, sehen Sie wohl, da unten, als Reserve und — —"

Der Tambour sprach so zehn Minuten lang und setzte auf diese Weise den ganzen Plan auseinander, den der Kaiser für die morgende Schlacht entworfen und den die Oberbefehlshaber, welchen er denselben mitgetheilt hatte, nur allein kennen konnten. Indem er aufmerksam den Worten Romeufs horchte, durchlief sein Auge rasch die Linien, welche derselbe auf dem Fußboden gezogen hatte, seine Aufregung, seine Unruhe steigerten sich und

er sprach leise: „Es sind Verräther unter ihnen, wehe, wehe den Unglückseligen!"

Um aber genau hinter die Wahrheit zu kommen, bewältigte Napoleon seine Gemüthsbewegung und sprach scheinbar ruhig zum Trommelschläger: „Wenn Du denn doch so gut unterrichtet bist und meinen Plan mißbilligst, so setze mir einmal Deinen Plan auseinander; ich will einmal sehen, was ich von demselben zu halten habe."

„Sire, sprach der Tambour mit einem gewissen Stolze, alle Talente Romeufs stehen Ew. Majestät jeder Zeit zu Diensten, wie seine Glieder, sein Blut, sein Leben und alles, was ihm angehört. Nun sehen Sie, die Feindlichen sind da, ihre Cavallerie ist hier, ihre Artillerie — das weiß ich jetzt im Augenblicke nicht, aber das gilt gleich, sie werden alles daran setzen, die Position zu nehmen, wo Sie Ihre Batterie hinstellen. Ich also — an Ihrer Stelle, Sire — ich ließ die Batterie dort, statt der acht Haubitzen und der 24 Feldstücke aber, sendete ich 24 Haubitzen und 72 Feldstücke dorthin, also zusammen 96 Feuermäuler, welche ich durch das erste Regiment der Jägergarde, dem ich die Ehre habe anzugehören, unterstützen ließe. Ihr

linker Flügel müßte sich von jener Seite entwikkeln, um den rechten Flügel der Oestreicher anzugreifen, ohne im mindesten Ihrem Centrum zu schaden, und mit Anbruch des Tages ließ ich mein großes Orchester aufspielen, daß fünfhundert Millionen Teufel nichts als Feuer sehen sollten, und daß Oestreich am andern Morgen mit allen seinen Anhängern auf immer und ewig vernichtet wäre. So sehe ich das Ding an, fügte Romeuf selbstgefällig hinzu, Sie sehen, mein Kaiser, daß das, was ich mitzutheilen hatte, wohl der Mühe lohnte, angehört zu werden."

Napoleon schwieg. Er kreuzte seine Arme über seine Brust und schien nachzudenken. Nach einigen Secunden erhob er das Haupt:

„Es ist möglich, das etwas Wahres an der Sache ist, sprach er sehr ernst, den einen Theil meines Planes hast Du mir da vor Augen gelegt, was aber ganz gewiß ist, ist, daß, wenn Du mir nicht augenblicklich sagst, von wem Du diese Details hast, ich Dich hier vor meinen Augen erschießen lasse, wie ich es Dir gesagt."

„Es ist zum Bewundern, Sire, wie mein Kaiser bei dem einmal gefaßten Gedanken bleibt; ich

will mein Abenteuer hier genau berichten. Hören Sie mich an. Es wird Ew. Majestät bekannt seyn, daß ein Tambour der Garde natürlich neugierig ist, zu wissen, was rund um ihn her vorgeht. Gestern nach der Inspection sprach ich zu mir selbst: Romeuf, Deine Ration der Lebensmittel geht zu Ende, Dein armer Magen schlägt unaufhörlich den Generalmarsch, so kann das nicht gehen. Das Geld im Beutel ist auch ausgegangen, eine kleine Beute in der Nachbarschaft wird die Lücke ausfüllen. Ich streife also ein wenig umher, sehe bald in der Ferne einen Thurm, denke in meinem Sinn, wenn Du etwas erwischen kannst, so ist es bei einem Pfarrer und eile der Kirche zu."

„Sey bei den Nebendingen kürzer und komme zur Hauptsache," unterbrach ihn Napoleon, der ihm aufmerksam zuhörte.

„Ganz recht, mein Kaiser, also zur Hauptsache," entgegnete Romeuf.

„Der Geistliche war nicht anwesend, begann Romeuf, ich fand nur die Haushälterin, welche aber nicht mehr jung war. Ich überhäufte sie mit Complimenten in deutscher Sprache, so gut ich konnte, sie verstand dies Preambulum, und nach kurzer

Zeit saß ich an einer wohlbesetzten Tafel. Das Glück war zu groß, es konnte nicht von langer Dauer seyn! Ich delektirte mich an den mir vorgesetzten Speisen, als ich plötzlich Pferdegetrappel in der Ferne vernahm. Ich stecke den Kopf zum Fenster hinaus, ziehe ihn aber augenblicklich wieder zurück — es waren feindliche Husaren, welche heranspreng=ten.

„Nicht weit von dem Hause des Pfarrers machte das Detaschement Halt, die Reiter saßen ab, schrit=ten auf das Haus zu und klopften an die Thür. Wäre die Haushälterin weniger menschenfreundlich gewesen, Sire, ich und die ganze Armee, wir wä=ren morgen fricassirt worden; meine Manieren und meine Art die Dinge anzusehen, mußten sie jedoch für mich gewonnen haben, denn sie ließ mich, um mich zu verbergen, in eine Kammer unter ihr Bett schlüpfen, räumte schnell die Speisen vom Tische und öffnete unseren Feinden die Thür.

„Nun hörte ich, wie außen Schildwachen rund um das Haus ausgestellt wurden, dann sah ich, wie drei Ober=Offiziere eintraten. Einer von ihnen legte ein zusammengefaltenes Papier, wie ein Rap=

port, auf den Tisch, dann begannen sie ein Gespräch über ihre Angelegenheiten in deutscher Sprache. Da dachte ich denn: Romeuf, wenn Dir das Niesen ankäme, Du wärst verloren! — Nichtsdestoweniger verlor ich nicht ein Wort von dem, was jene Leute sprachen, denn ich verstehe das Deutsch ganz gut, und da hörte ich denn, wie ein Großer, Langer, sprach:

„Ich kenne die Intentionen Napoleons, ich habe Gewißheit. Er denkt, wir werden unsere ganze Macht auf unser Centrum verwenden. Nach dem Befehl an den General Lauriston, der einen Theil der Artillerie commandirt und dessen Instruction wir aufgegriffen haben, will er unsern rechten Flügel angreifen und zu gleicher Zeit gegen den linken mit 24 Stück Haubitzen manöveriren; meine Meinung ist daher, wir müssen ihm zuvorkommen und ihn auf diesem Punkt angreifen. In der Nacht muß sich der größte Theil der Artillerie dorthin begeben und sich der feindlichen entgegenstellen."

So sprechend zeichnete der österreichische General seine Dispositionen auf das Papier, welches er auf

den Tisch gelegt hatte. Die Andern blickten ihm über die Schultern und gaben ihre Meinung dazu. Endlich stimmten sie alle überein, verließen das Zimmer, bestiegen ihre Pferde und ritten noch schneller von dannen, als sie gekommen waren. Ich machte mich schnell aus meinem Versteck hervor, dankte meiner Wohlthäterin herzlich für die Bewirthung und Herberge und flog hierher. Wie Ew. Majestät jetzt selbst sehen, bin ich zur rechten Zeit eingetroffen, um die Armee zu retten."

Der Tambour hatte kaum seinen Bericht geendet, als ein Adjutant eiligst in das kaiserliche Zelt trat und in großer Aufgeregtheit folgende Kunde überbrachte:

„Sire, sprach er, so eben geht die Nachricht ein, daß der Ordonnanz-Offizier, welcher Ew. Majestät Schlacht-Dispositionen dem General Lauriston überbringen sollte, sich verirrt und das Unglück gehabt hat, einem feindlichen Detaschement Husaren in die Hände zu fallen."

Diese Worte schienen eine Last von der Brust des Kaisers zu wälzen. Er sah den Tambour scharf an und dieser wechselte gewissermaßen einen Blick des Einverständnisses mit dem Beherrscher

Frankreichs, indem er sagte: „Hören Sie wohl, Sire!"

„Kehre zu Deinem Bivouak zurück, sprach nun Napoleon zu Romeuf, rede zu keinem Deiner Kameraden von dem, was wir mit einander verhandelten. Später will ich sehen, was ich für Dich thun kann — wenn Du Dich anders gut aufführst," fügte er nach einer kleinen Pause hinzu.

Der Tambour schritt nicht wenig stolz aus dem kaiserlichen Zelte. Napoleon aber änderte unverzüglich die Dispositionen zu der auf morgen beabsichtigten Schlacht, die so eben erfahrenen Neuigkeiten bestimmten ihn dazu. Neue Befehle wurden sofort an den General Lauriston gesandt, sie erreichten ihre Bestimmung glücklich und die Sonne des folgenden Tages beleuchtete einen der schönsten Triumphe der französischen großen Armee.

Zwei Tage nach dem heißen Kampfe besuchte der Kaiser das Schlachtfeld, vertheilte Ehrenzeichen und tröstete die Verwundeten. Plötzlich drängte sich ein kleiner Soldat, die Stirn mit einer von Blut durchnäßten Binde umwunden, mühsam durch die Reihen des Generalstabes und wankte bis zum Pferde des Kaisers vor.

„Nun, mein Kaiser, begann der Soldat, indem er militairisch grüßte, das ist doch ein Sieg, den kein Maikäfer machen kann. Jetzt sehen Sie doch ein, Sire, daß ich Ihnen recht gerathen und den Feindlichen eine Suppe gekocht habe, die ihnen schon den Appetit verderben wird. Himmel und Erde, das war eine Bouillon. So sehe ich das Ding an."

„Sieh da, hier ist ja mein Tambour wieder, sprach Napoleon, indem er sein Pferd anhielt, Du hast wirklich Deine Schuldigkeit gethan; bei diesen Worten blickte er mitleidig auf den Kopf Romeufs. Jetzt sprich, was kann ich für Dich thun?"

„Ich habe nur eine Sache von Ew. Majestät zu erbitten, die Ihnen nicht viel kosten wird, entgegnete freimüthig der Trommelschläger. Lassen Sie nur in Ihre Bülletins setzen, daß ich, ich, Romeuf, die Schlacht von Wagram gewonnen habe."

„Jetzt ist dieser Mensch in der That toll geworden," sprach der Kaiser, sich zu den Offizieren seines Generalstabes wendend.

„Ew. Majestät wird mir einwenden, fuhr Romeuf, ohne sich stören zu lassen, fort, daß die Bülletins grade nicht von den Trommelschlägern er-

zählen, aber ich habe auch nicht den Ehrgeiz, der Erste seyn zu wollen. Erst kommen Ew. Majestät, das ist in der Ordnung, der erste Platz gehört Ihnen, aber der zweite mir. Wir sind die beiden Sieger in dieser Affaire. So wenigstens sehe ich das Ding an."

Als Romeuf seine Rede beendet hatte, zuckte Napoleon seine Schultern ohne ihm zu antworten, spornte sein Pferd und verschwand.

Und in der That war der Geist des armen Tambours verwirrt. Großer Eigendünkel und die Auszeichnung, welche ihm vor drei Jahren auf dem Wachtposten der Manufactur zu Theil wurde, als der Kaiser mit ihm sprach, legten den Grund zu dieser geistigen Unordnung. Die Umstände, welche seiner Verurtheilung zum Tode vorangingen, und seine Begnadigung brachten in seinem Gehirn eine noch größere Aufregung zu Wege. Die schwere Wunde in dem Kopfe gab den Ausschlag. Er hatte die fixe Idee gefaßt, daß er allein den Sieg bei Wagram entschieden habe. Er sprach es zu Allen, die ihm zuhören wollten, daß ohne ihn die große Armee aufgerieben worden wäre. Man lächelte und bemitleidete seinen Zustand. Seltsam genug, Nie-

mand hielt ihn für geistesverwirrt; so gut er konnte, verrichtete er seine militairischen Pflichten, - und es mußte ein ganz besonderer Umstand eintreten, um die Augen seiner Kameraden über seinen Zustand zu öffnen. Dieser Fall ereignete sich auch bald.

Die Regimenter der alten Garde waren in Wien und in dessen Umgegend einquartiert. Napoleon bewohnte Schönbrunn. Als er eines Morgens, nur von einem Adjutanten begleitet, um ein wenig umherzustreifen, ausritt, zeigte sich plötzlich der Tambour Romeuf, der immer in der Nachbarschaft auf der Lauer war, seinen Blicken.

„Verzeihung, Verzeihung, mein Kaiser, rief er sehr aufgeregt, ich weiß es wohl, daß der Gaul, der den Hafer verdient, ihn nicht zu fressen bekommt. Auch habe ich über das Ding ernstlich nachgedacht, und da habe ich denn zu mir selbst so gesprochen: „Romeuf, Du hast die Schlacht bei Wagram gewonnen, das ist ausgemacht. Da aber dieser Sieg Deinem Kaiser Freude macht, so mußt Du ihm schon die Ehre überlassen, das geht einmal nicht anders an. Aber Deine Schuld ist es doch wahrlich nicht, daß Du nicht größer bist, um den Stock

eines Tambour-Majors zu handhaben, doch wollen sie ihn Dir nicht geben, weil Du zu klein dazu bist. Auch gut, auch darein will ich mich finden! Tambour-Major kann ich nicht werden, da will ich mich denn damit begnügen, den Grad eines Bataillons-Commandanten anzunehmen, bei der alten Jägergarde, in welcher ich schon die Ehre habe zu dienen. Darum bitte ich Sie also jetzt, mein Kaiser, meine Kameraden können nichts dazu sagen, als daß ich rasch avancirt bin."

„Der Unglückselige hat seinen Verstand verloren, sprach der Kaiser, indem er den Tambour starr anblickte, zu Savary, der ihn gerade begleitete, wir müssen für ihn sorgen."

Der Adjutant erwiderte nichts, aber entfernte sich augenblicklich. Romeuf, der nur mit Mühe einige Momente geschwiegen hatte, begann aufs Neue:

„Sie müssen mir jetzt meinen Willen thun, Sire! Um ein Bataillon zu commandiren, braucht man gerade kein Riese zu seyn. So sehe ich wenigstens das Ding an."

Während der arme Tambour so sprach, erschien Savary wieder, begleitet von vier Mann Wache,

welche auf Romeuf zuschritten, um ihn nach der nahen Wache hinzuführen. Er ließ es ruhig geschehen und äußerte vor sich hinlächelnd die Bemerkung, wie es ihn wundre, daß man mit dem Sieger von Wagram also verfahre. Unglücklicher Weise commandirte Bonneville als Sergeant den Wachtposten. Als er Romeuf daherschreiten sah, mit unstätem Blick und schwankenden Knien, errieth er die Wahrheit und konnte einen Ausdruck des Erstaunens und des Schmerzes nicht zurückhalten. Mit dem Tambour war es dagegen seltsam. Als er den Sergeanten erblickte, der seinen Leuten den Befehl gab, ihn zu entwaffnen, wie es vor einigen Jahren derselbe Fall gewesen war, steigerte sich sein Wahnsinn zur höchsten Wuth. Sechs Männer waren kaum im Stande, ihn zu halten, man war gezwungen, ihm Arme und Beine zu binden, um einem Unglück vorzubeugen.

Nach einigen Stunden schon ward der unglückliche Romeuf nach dem Militair-Hospital in Wien geschafft.

9.

Zu Charenton.

Die kaiserliche Fürsorge erstreckte sich für den armen Tambour der Jägergarde sehr weit, Ludwig der Vierzehnte hatte, als er das Hotel der Invaliden, eines der schönsten Denkmale der Größe seiner Regierung gründete, nicht daran gedacht, daß die Soldaten aus Ehrgeiz wahnsinnig werden könnten, es waren also keine Säle in dieser umfangreichen Zufluchtsstätte für die Irren bestimmt. Napoleon befahl daher, daß der mit dem Kreuz geschmückte Romeuf nach Charenton geschafft und dort mit solcher Sorgfalt und Pflege behandelt werden solle, als ob er Staatsrath, General oder

Senator wäre. Dergleichen hochgestellte Leute gab es in der Irrenheilanstalt zu Charenton; Reiche und Glückliche sind dieser Geisteskrankheit weit eher ausgesetzt, als die armen Tröpfe dieser Welt, denn ein von wissenschaftlichen Ideen und politischen Combinationen erfülltes Gehirn verfällt am leichtesten den Abirrungen der ohnehin schwankenden menschlichen Vernunft.

Der Wahnsinn Romeufs war jetzt ruhiger geworden. Der Gedanke, daß er allein die Schlacht von Wagram gewonnen habe, beschäftigte ihn unaufhörlich; in seinem Zimmer oder im Garten schlug er mit zwei Stöcken, die ihm zu Tommelschlägeln dienten, die Märsche, welche an diesem denkwürdigen Tage getrommelt worden waren. Sein Gesicht war verzerrt und außerordentlich mager, eine krankhafte Röthe färbte seine Wangen, sein Auge schweifte wild umher, sein Anzug war durchaus vernachlässigt und zeugte von seiner gänzlichen Geistesverwirrung. Doch hatten die Ausbrüche derselben für seine Umgebung nichts Gefahrbringendes. Des Morgens stand er heiter auf, zeigte sich seinen Kameraden und rief mit Stolz: „Platz, Platz gemacht, der Sieger von Wagram erscheint!" Die

andern armen Teufel, verwirrt wie er, stellten sich schweigend in Reihen auf und verbeugten sich tief vor ihm, ohne in seine Behauptung den geringsten Zweifel zu setzen.

Den ganzen Tag über trommelte er; gegen Abend ward er finster und traurig. Eine Starrheit seines Blickes verkündete, daß seine fixe Idee ihn erfaßt habe. Er lächelte schwermüthig und sprach zu sich selbst. Er beschuldigte Napoleon der Undankbarkeit und beklagte den Neid und die Eifersucht, welche der Kaiser gegen ihn, den armen Tambour, hegte, da er ganz gut wisse, daß er, Romeuf, die Schlacht bei Wagram gewonnen habe. Spät Abends kehrte er in sein Zimmer zurück. Ehe er sich zur Ruhe legte, sang er jedesmal mit trauriger Stimme den folgenden Vers der berühmten Klage des Marschalls von Sachsen, welche damals in der Armee so populair geworden war.

Nichts bleibt verschont, o grimmer Tod,
Von Deinem ernsten Machtgebot;
Gekrönten Hauptes stolzer Sinn
Legt folgsam Kron' und Scepter hin
Und eilt von Hoheit weg und Pracht,
Winkst Du zur ew'gen Grabesnacht.

Seltsam genug, so lange er wahnsinnig war, sprach er nie das ihm so zur Gewohnheit gewordene „so sehe ich die Dinge an" aus. Als im Frühling des Jahres 1810 die alte Garde nach Paris ging, um bei der Vermählungsfeier des Kaisers mit der österreichischen Erzherzogin Marie Louise gegenwärtig zu seyn, hatte der Sergeant Bonneville nichts Eiligeres zu thun, als seinen alten Kameraden Romeuf zu besuchen. Von Courberoie bis Charenton ist eine ziemliche Entfernung, die Freundschaft aber achtete ihrer nicht.

Als Bonneville zu Charenton anlangte, fand er Romeuf im Garten, gegen einen Baum gelehnt, mit seinen Stöcken auf einem abgehauenen Stamme den Marsch der Jägergarde trommelnd. Von Zeit zu Zeit hielt er inne, legte die eine Hand über die Augen, um sie vor den Sonnenstrahlen zu schützen, und rief mit lauter Stimme: „Die junge Garde vor! — Macdonald würde es schlecht ergehen, wenn die Oesterreicher ihm in die Flanke fielen. — Seht da — die Infanterie kommt an einander — recht so, recht so! — Vorwärts, vorwärts, der Sieg ist unser! — Ich hab's dem klei-

nen Corporal wohl gesagt, wenn wir Beide so agiren, gewinnen wir die Schlacht!"

Und wieder begann er zu trommeln mit einem Eifer, der wahrhaft bewunderungswerth war — dann hörte man ihn neuerdings commandiren, jubeln über den errungenen Sieg — dann wieder trommeln.

Der Sergeant Bonneville war in einiger Entfernung von dem Baume stehen geblieben und beobachtete mit schmerzlicher Neugier die verschiedenen Bewegungen des armen wahnsinnigen Tambours. Dieser war so sehr mit seiner fixen Idee beschäftigt, daß er ihn gar nicht bemerkte. Endlich trat der Sergeant auf ihn zu.

„Guten Tag, Romeuf, sprach er, indem er ihm die Hand hinhielt, wie gehts Dir, alter Freund?"

Der Trommelschläger blickte ihn mit unstäten Augen an, erkannte endlich die Uniform, welche er selbst ebenfalls getragen hatte, und fragte ganz fremd: „Was wollen Sie, mein Herr?"

„Was ich von Dir will, Romeuf? Erkennst Du mich denn nicht? Ich bin ja Dein alter Kamerad, Dein Freund!"

„Mein Freund? wiederholte der Geisteskranke,

ich habe keinen mehr. — Und dennoch, warten Sie. —— Es ist mir wirklich, als hätte ich Sie schon gesehen — doch muß das lange her seyn — ich denke zu der Zeit, als ich die Schlacht von Wagram schlug. — Jetzt weiß ich's, Sie sind der Sergeant Bonneville der Jägergarde."

„Das bin ich mit Leib und Seele! rief freudig der Angekommene, ich erwarte nur dies eine Wort, um Dich herzlich zu umarmen."

Der Tambour warf sich in die Arme Bonneville's und Beide hielten sich einige Secunden lang fest umschlungen.

„Wie geht's Dir denn hier?" fragte endlich der Sergeant.

Romeuf antwortete nicht bestimmt auf die ihm vorgelegte Frage. Er blickte scheu und ängstlich umher, so als fürchte er, von unberufenen Zeugen gehört zu werden, dann trat er dicht zu seinem dereinstigen Kameraden und sprach leise:

„Es sind vielerlei Dinge passirt, Herr Bonneville, seitdem wir uns nicht gesehen haben, und ich fürchte, es werden noch entsetzlichere passiren. Nach der Schlacht von Wagram, die, wie Sie wissen, einzig und allein durch mich gewonnen

wurde, bin ich die Beute der härtesten Verfolgungen geworden. Endlich eines Tages — oder besser eines Abends, kamen gar die Mamelucken der Garde — drangen in mein Logis — die Marschälle des Reichs waren grade bei mir und überhäuften mich mit Lobeserhebungen über mein treffliches Manöver in der Schlacht — da kommen die Mamelucken, wie gesagt, ergreifen mich gewaltsam, setzen mich in eine Kutsche und bringen mich hierher. — Sie wissen doch, bei wem ich hier bin?"

Bonneville wagte nicht, irgend etwas zu erwiedern und der arme irrsinnige Tambour fuhr fort:

„Sie wissen es nicht? Nun gut, so will ich es Ihnen sagen. Der persische Gesandte wohnt hier. Er behandelt mich sehr gut — er läßt mir das Beste vorsetzen, was er nur auftreiben kann. — Nun werden Sie fragen, was dieser Perser davon hat, mich hier fest zu halten? Das kann ich Ihnen gleich erklären. Das ist ein feiner Streich von dem kleinen Corporal — der ist auf mich eifersüchtig wie ein Tiger, eifersüchtiger, als er es je auf Jaubert, Hoche oder Moreau war. — Doch halt, Herr Bonneville, ich muß nachsehen,

ob wir auch nicht behorcht werden — der hat seine Spione überall!"

Nach diesen Worten schritt Romeuf von einem Baum zum andern, blickte hinter jeden Busch, und schauete ängstlich rechts und links, um sich zu überzeugen, ob auch keine unberufene Zeugen ihm auflauerten; als er diese Gewißheit erlangt hatte, eilte er, sichtbar beruhigt, wieder zu seinem geduldigen Zuhörer.

„Wissen Sie, was der kleine Corporal gedacht hat? fuhr der arme Narr fort, ich will es Ihnen sagen: So lange der Romeuf bei seinem Corps ist, sitze ich nicht fest auf meinem Throne, und früh oder spät wird es die alte wie junge Garde wissen, daß er allein die Schlacht von Wagram gewann; es verlautet schon jetzt etwas davon und ich muß mir diesen Mann um jeden Preis vom Halse schaffen. — Darnach hat der große Kaiser denn seine Maßregeln genommen; er hat den persischen Gesandten zu sich beschieden, und hat ihm anvertraut, wie der Kaiser von Persien wünsche, daß er, der Kaiser der Franzosen, ihm einen ausgezeichneten General sende, der die persischen Truppen auf französischen Fuß organisire. Da könne

er ihm denn gar keinen besseren empfehlen, als den tapfern Romeuf, der mit ihm die Schlacht von Wagram gewonnen habe. — Sie sind erstaunt, Herr Bonneville, daß der kleine Corporal das alles dem persischen Gesandten anvertrauete, aber was konnte ihm das schaden? Der Gesandte konnte nicht französisch sprechen und kehrte in sein Vaterland zurück, um nie wieder nach Frankreich zu kommen.

„Noch am Abend des Tages, an dem die Unterredung statt fand, brachten mich die Mameluken hierher und ich erwarte nun täglich meine Marschroute. Wollen Sie mit, Herr Bonneville, ich mache Sie zum Chef meines Etat-Majors; da ich nicht einmal französisch lesen und schreiben kann, wird es mir schwer werden, die Befehle in türkischer Sprache abzufassen. Ich werde sie Ihnen dictiren und da werden Sie mir von großem Nuzzen seyn."

„Danke, mein lieber Freund, danke für jetzt, antwortete der Sergeant, der die Rede des Tambours mit vieler Geduld angehört hatte, ich will noch eine Zeitlang bei der Garde bleiben; später aber, wenn ich nicht etwas mehr avancire, als es

bis jetzt geschehen, fügte Bonneville mit einem bitteren Lächeln hinzu, dann komme ich Ihnen nach."

„Das thun Sie, Bonneville! Ihnen ist hier oft Unrecht geschehen, der Marschall Romeuf wird bei den Persern versuchen, Ihre Verdienste geltend zu machen."

Die Unterhaltung der beiden ehemaligen Kameraden drehte sich noch ein Weilchen um denselben Gegenstand. Als Bonneville endlich den armen Tambour verließ, begab er sich zu dem Direktor des Institutes, um ihm im Namen des ganzen Corps für die Sorgfalt zu danken, welche er ihrem unglücklichen Kameraden angedeihen ließ. Der Vorsteher der Anstalt empfing ihn sehr freundlich.

„Wäre denn gar keine Hoffnung zur Wiederherstellung des armen Romeuf?" fragte der Sergeant im Laufe des Gesprächs.

„Ich gestehe Ihnen, mein Herr, lautete die Antwort, daß die Heilung des Geisteskranken höchst zweifelhaft ist, es müßte denn eine heftige unerwartete geistige Erschütterung plötzlich seine Organe wieder in ihren geregelten Zustand versetzen, dann könnte man auch eine Rückkehr der Vernunft hoffen. Doch, fügte der Direktor achselzuckend

hinzu, fürchte ich, eine solche Heilung würde nur momentan seyn. Indeß wäre allerdings ein Versuch zu machen."

„Eine heftige geistige Erschütterung, erwiederte Bonneville und ein Strahl der Freude überflog plötzlich sein Gesicht, wenn eine solche dazu beitragen könnte ihn zu heilen, so wollen wir sie hervorbringen. Ihr Rath, mein Herr, ist vielleicht im Stande, dem Corps einen seiner besten Soldaten wiederzugeben."

Der Sergeant verabschiedete sich von dem Director der Irrenanstalt zu Charenton und versprach, sich baldigst wieder einzustellen, um ihm den gefaßten Plan vorzulegen.

Schon in der nächsten Woche erschien Bonneville plötzlich zu Charenton, er stürzte in Romeufs Zimmer und hielt dem Tambour, der ihn sogleich erkannte, ein gedrucktes Blatt hin.

„Lesen Sie, lesen Sie, mein lieber Freund! rief Bonneville und seine Augen leuchteten voll Hoffnung, man läßt Ihren Verdiensten endlich Gerechtigkeit widerfahren! Oeffentlich steht es da gedruckt, was Sie gethan. Dies ist das Bülletin der Schlacht von Wagram, wie es der Kaiser selbst

dictirte und wie es im Moniteur erscheinen wird. Lesen Sie, lesen Sie, oder besser noch, ich will es Ihnen vorlesen, hören Sie zu." Und er las wie folgt:

„Daß die Schlacht von Wagram gewonnen wurde, daß sie in ihren Folgen für Frankreich und die große Armee so glorreich war, wie die Siege von Marengo, Austerlitz und Jena, das dankt man, dies denkwürdige Resultat dankt man dem Tambour Romeuf, vor der zweiten Compagnie des ersten Bataillons der Kaiserlichen Jägergarde zu Fuß, welcher Seiner Majestät dem Kaiser den Plan zu dieser Schlacht lieferte, und der, nachdem er sich als General gezeigt hatte, sich in der Schlacht selbst als tapferer Soldat bewies."

Romeuf wagte während dieser Vorlesung nicht laut zu athmen. Seine Augen waren starr auf das Papier geheftet, das Bonneville in der Hand hielt. Seine ganze Seele, sein ganzes Wesen schien an dem Blatte zu hängen, seine Brust hob sich sichtbar.

„So ist es denn wahr, stieß der Tambour hervor, als der Sergeant aufhörte zu lesen, so ist es denn wahr, im Angesicht der ganzen Armee nennt

man mich den Sieger der Schlacht von Wagram! Welche Neuigkeit bringen Sie mir, Herr Bonneville — ein Freudentaumel durchzuckt meinen Körper — ich glaube, ich werde in diesem Glücke sterben! Hätte ich über tausend Leben, ich würde sie alle dem Kaiser opfern, der mir öffentlich Gerechtigkeit widerfahren läßt. Ich dankte ihm schon einmal mein Leben, was habe ich ihm nun zu danken! Doch nein, nein, nichts, wir sind mit einander quitt."

Er warf sich erschöpft in die Arme Bonneville's, Thränen entstürzten seinen Augen. Nach und nach wurde er indeß ruhiger, verlor das Bewußtseyn und versank endlich in einen ohnmächtigen Zustand.

Der anwesende Arzt der Anstalt, welcher vorher von allem in Kenntniß gesetzt worden war und mit Ungeduld den Ausgang dieses Auftrittes erwartet hatte, sprach zu dem Sergeanten:

„Ich glaube, mein Herr, Ihr Mittel wird anschlagen, die Freundschaft hat Ihnen den rechten Weg gezeigt. Jetzt ist es an uns, die angefangene Arbeit zu vollenden; die Schritte der Wis-

senschaft werden hoffentlich von eben so glücklichem Erfolge seyn."

Der Arzt irrte sich nicht. Nach einem Schlaf von mehreren Stunden erwachte Romeuf so ruhig, so mit völliger Vernunft, als vor der Schlacht von Wagram. Auf Veranlassung des Direktors hatte man ihn aus der Anstalt in ein anderes Haus des Dorfes geschafft, damit er bei seinem Erwachen nicht etwa einige seiner Unglücksgefährten gewahre. Als sich der Tambour ermunterte, sah er am Fuße seines Bettes nur seinen Freund Bonneville; seine Uniform und seine Ehrentrommelschlägel lagen auf einem Stuhle. Er blickte einige Momente lang sinnend auf diese ihm lieben Gegenstände, von denen er so lange getrennt gewesen war, dann äußerte er zu Bonneville:

„Mir scheint es, Sergeant, als habe ich einen schweren Traum gehabt; Sie haben mich erweckt, ich danke Ihnen dafür. Jetzt heißt es zwischen uns: Im Leben, wie im Tode! Wenigstens sehe ich die Dinge so an."

10.

Der Kremlin und das Hospital.

Der französische Adler glänzte endlich auf den Thürmen des Kremlins; eine furchtbare Schlacht hatte der Triumphator über Europa bei Moskau geliefert, der Einzug in diese Stadt aber glich keinem Einmarsch der Sieger. Keine neugierige oder von Schrecken erfaßte Bevölkerung zeigte sich den Blicken der einziehenden Soldaten; alles war stumm und todt. Die Escadronen und Bataillone der Garde schritten nur langsam in dieser schauerlichen Oede vorwärts. Ein dunkles, banges Vorgefühl beugte die Seelen der Krieger nieder und hemmte die Freude, welche sonst jeden Sieg begleitet. Die

Oberoffiziere fürchteten, daß die Feinde sie in Schlingen locken wollten, und beorderten also die strengsten Untersuchungen aller von den Russen verlassenen Stellen.

Napoleon hatte den Befehl gegeben, daß der Kremlin, den er bewohnen wollte, von einem Bataillon der Garde-Voltigeurs, unter dem Commando des unerschrockenen Cambronne, bewacht werden sollte. Demzufolge hatte die Hälfte des Regiments, dem Romeuf angehörte, von diesem alten Wohnsitz der russischen Kaiser Besitz genommen.

Wir sind aber unseren Lesern noch den Bericht schuldig, wie es zuging, daß der ehemalige Tambour der Jägergarde sich in Moskau befand.

Als er, dem Anschein nach geheilt, Charenton verließ, hatte er sich zu seinem ehemaligen Chef begeben und ihm seinen Wunsch mitgetheilt, wieder in sein Corps, nicht als Tambour, sondern als Jägergardist, eintreten zu dürfen.

„Nach dem, was sich vor zwei Jahren zu Schönbrunn zutrug, hatte der General Michelin Romeuf wieder geantwortet, ist das ganz unmöglich. Sie wissen, Romeuf, so gut als ich, daß die Grenadiere und die Jäger der Garde das Vorrecht haben, den

Dienst um die Person des Kaisers zu versehen. Was würde er sagen, wenn er Sie wiedersähe?"

„Er würde sagen: Wie geht es jetzt mit der Gesundheit, Romeuf? Und ich würde erwiedern: Sehr gut, mein Kaiser. Wenigstens sehe ich das Ding so an."

„Aber nicht jeder betrachtet die Dinge auf solche Weise, hatte Michelin ihm wieder bemerkt, indem er bedauernd mit den Achseln zuckte: Sie können nicht wieder in die Jägergarde treten."

„Wohin aber soll ich mich wenden, General? Ich kann aus der Garde nicht in ein anderes Corps treten, ohne um einen Grad zu avanciren. Was ich noch bis jetzt verlangt habe, hat mir der kleine Corporal abgeschlagen. So sah er wenigstens das Ding an."

„Und der Kaiser sieht die Dinge von der richtigen Seite an, hatte ihm wieder Michelin erwiedert. Nichtsdestoweniger giebt es noch ein Mittel, Sie zufrieden zu stellen. Ich will mit Cambronne sprechen, er ist mein Freund, ich will ihn fragen, ob er Sie bei seinen Voltigeurs anstellen will. Sie bleiben dann in der Garde, und kommen nicht in die Verlegenheit, von dem Kaiser bemerkt zu werden."

„Damit wäre ich überaus zufrieden, General, so ist meine Weise, die Dinge anzusehen."

Einige Tage darauf wurde Romeuf dem ersten Bataillon des dritten Regiments der Voltigeurs beigegeben, er hatte den Feldzug in Rußland mit seinem Regiment mitgemacht, ohne daß ihn der Zufall dem Kaiser vor Augen gebracht hätte. Dieser war den andern Tag in Moskau eingezogen. Bei dem Anblick des Kremlins, des ungeheuren Kreuzes des großen Iwan und des schönsten Theils der Stadt, den man von der Citadelle aus überschauen konnte, rief er aus:

„Hier, hier will ich den Frieden unterzeichnen."

Und er war in den Kremlin eingezogen. Das Innere dieses ungeheuren Palastes bot eine große Anzahl von Gemächern dar, welche sämmtlich auf das Prächtigste möblirt waren. Der Kaiser selbst bewohnte die Säle, welche die Aussicht auf den Fluß und auf eine große Menge von Kirchen und Häusern gestatteten.

„Jetzt wollen wir sehen, sprach er, als er sich in seinen Gemächern eingerichtet hatte, was die Russen zu thun gedenken. Wenn sie sich weigern, mit mir zu unterhandeln, haben wir uns unsere

Winterquartiere gesichert. Wir geben dann der Welt das außerordentliche Schauspiel, eine Armee friedlich in der Mitte eines sie scharf zusetzenden Feindes überwintern zu sehen. Die große Armee in Moskau gleicht einem Schiffe im Eise; bei der Rückkehr der guten Jahreszeit beginnen wir den Krieg auf's Neue und gehen nach Petersburg."

Der Mensch denkt, der Allmächtige aber droben lenkt!

Kaum hatte Napoleon sich recht in der alten Behausung des Romanows installirt, als die furchtbare Feuersbrunst ausbrach; Flammen und brennende Balken erreichten bald das Dach des Kremlins. Rasch werden Befehle ertheilt, das Feuer zu löschen; es vervielfältigt sich aber auf allen Punkten Moskau's. Der Kaiser durchschreitet seine Gemächer in der heftigsten Gemüthsbewegung, eilt an die Fenster und schaut mit finsterem Auge die furchtbaren Verheerungen, welche die Flammen anrichten. Das aber ist noch nicht alles; ein Gerücht verbreitet sich, der Kremlin sey unterminirt, die Russen hätten das bewerkstelligt. Der Kaiser antwortet auf diese Kunde nur durch ein ungläubiges Kopfschütteln und blickt immer wieder und

wieder hinaus nach den entsetzlichen Fortschritten, welche das vernichtende Element in seinem Laufe macht. Alles ist nur ein Feuermeer, den einzigen dunklen Punkt bildet der großartige alte Bau, der Kremlin. Aber die Nacht senkt sich herab und einzeln wird der Ruf vernommen: „Feuer, Feuer! im Kremlin!" — Mürat, Eugène und Berthier stürzen in das Gemach des Kaisers und beschwören ihn, dem Verderben zu entrinnen. — Napoleon eilt hinaus, um sich selbst von der Gefahr zu überzeugen. Er sieht sich von einem Flammen-Ocean umgeben, und giebt den Bitten der Seinen nach. Er steigt die Treppe nach Norden hinab, welche durch die Niedermetzelung der Strelitzen schon früher eine traurige Berühmtheit erhalten hatte.

Napoleon bleibt plötzlich bei dem Anblick eines seiner Gardisten stehen, welcher an den letzten Stufen als Schildwach aufgestellt ist, und, ganz umgeben von Rauch, das Gewehr präsentirt.

„Warum hat man den da nicht fortgehen heißen? fragte Napoleon, zu seinen Offizieren gewandt, und ohne ihre Antwort abzuwarten, rief er der Schildwach zu: Geh, geh, mache daß Du fort kommst. Man braucht Dich hier nicht mehr!"

„Ganz unmöglich, mein Kaiser; der Corporal, der mich hierher gestellt hat, muß mich auch wieder abrufen. So wenigstens sehe ich das Ding an."

Bei dieser Rede näherte sich ihm der Kaiser. „Wie, was? ist das nicht mein ehemaliger Tambour? fragte er, ich glaubte, Du wärest närrisch geworden."

„Vergebung, Sire, ich war nur bei Wagram ein Narr; mein Kaiser hatte mir den Kopf verdreht."

„Du hassest ja die Preußen und Russen, was sagst Du jetzt zu den Letzteren?"

„Ich sage von ihnen, was ich immer gesagt habe, daß wir sie schlagen. So sehe ich wenigstens das Ding an."

„Wir haben ihnen nachlaufen müssen, um sie zu erreichen, aber bei der Moskwa haben sie sich uns derb gezeigt."

„Sie hätten besser gethan, versteckt zu bleiben, so sehe ich das Ding an."

„Sire, bemerkte einer der Oberoffiziere, der mit Schrecken gewahrte, wie der Rauch sich immer mehr und mehr verdichtete, Ew. Majestät möchte sich beeilen — —"

„Ganz recht!" unterbrach ihn Napoleon kurz-

weg und sich wieder zu Romeuf wendend, rief er ihm zu: „Jetzt geh, ich sage es Dir, ich will es."

„Um Vergebung, mein Kaiser, das geht nicht. Sie haben das Recht, mich todtschießen zu lassen und mir Gnade zu ertheilen, aber Sie können mich nicht von meinem Posten weisen. Nur der Corporal Verdure hat dies Recht, ich will ihn erwarten; denn so sehe ich das Ding an!"

„So bleibe!" rief Napoleon mie einem wohlwollenden Blick auf seinen gewesenen Tambour, und schritt selbst weiter unter dem Krachen der Balken und dem Geprassel des Feuers. An eine freie Stelle gelangt, sprach er zu dem Herzog von Wagram: „Der tapfere Bursch! Glückliches Land, Frankreich, dessen Kinder das Herz so an der rechten Stelle tragen."

Der Corporal Verdure erschien endlich, um Romeuf abzurufen. „Nicht wahr, es wird Zeit?" fragte der Unteroffizier.

„In der That, Corporal, erwiederte mit einem Lächeln der gewesene Tambour, dessen Gesicht vom Rauch geschwärzt war, ich sehe nichts mehr, als Feuer." Und ruhig und langsam schritt er mit dem Corporal hinweg.

Die Schläge und Widerwärtigkeiten, welche die französische Armee von diesem Augenblicke an erlitt, vermehrten nur noch Romeufs Haß gegen die Russen. Es ist weltbekannt, wie die französischen Cohorten ihren Rückzug bewerkstelligten durch niedergebrannte, verödete Dörfer, durch unabsehbare Eis- und Schneewüsten. Die Verzweiflung ging Hand in Hand mit der gränzenlosesten Verwirrung. Den Kaiser, die Generäle, die Soldaten, alle traf das gleiche Elend. Keine Lebensmittel, keine Zuflucht, keine Ruhe bis zu dem Moment, wo die Beresina mit ihrem Leichentuch von Eis viele der Krieger bedeckte.

Nie wird die Geschichte glänzendere Waffenthaten aufweisen, als die, welche der Feldzug von 1813 darbot. Später, 1814, mußte der Boden Fuß bei Fuß vertheidigt werden, und die gränzenloseste Ergebenheit, das Genie und die höchste Tapferkeit mußten der Uebermacht einer Million Feinde weichen. In der Bataille von St. Dizier, der letzten, welche Napoleon den Verbündeten lieferte, erreichte die Wuth des gewesenen Tambours gegen die Preußen ihren höchsten Grad. Der Kaiser, welcher an diesem Tage das Glück der Waffen

erzwingen wollte, warf sich in ein Bataillon der alten Garde und rief:

„Vorwärts, vorwärts, Kinder, gedenkt, daß wir nie mit den Preußen eine Schlacht hatten, ohne sie zu schlagen."

„Das ist auch meine Weise, das Ding anzusehen," erwiederte eine Stimme aus den Reihen, welche den Lärm des Gewehrfeuers überschrie.

Es war Romeuf. Er war überglücklich, den verhaßten Gegnern gegenüber zu stehen; seine Freude aber war von kurzer Dauer. Wenige Minuten später zertrümmerte ihm eine Preußische Kanonenkugel den rechten Arm. Der arme Schelm wurde hinter die Reihen geschafft, und war einer der Wenigen, welche man nach Paris transportiren konnte. Dank seiner kräftigen Constitution, sein Zustand war nicht lebensgefährlich und schon hatte man Hoffnung zu einer gänzlichen Heilung, als er eines Tages im April in seinem Bett im Hospital ein seltsames Trommeln vernahm, das ihm fremd vorkam. Er horchte aufmerksam hin und schrak mächtig zusammen.

„Jetzt erkenne ich den Trommelschlag, rief er

im höchsten Grade aufgeregt, er ist nimmermehr etwas werth gewesen!"

Es war ein Preußisches Regiment, welches siegreich durch die Barrière von Vaugirard in Paris einzog. Ganz außer sich stürzte Romeuf aus seinem Bett dem Fenster zu, nahm alle seine Kraft zusammen und schrie mit donnernder Stimme:

„Es lebe der Kaiser! Die Preußen können sich nicht mit uns messen! Das sagt laut der Sieger von Wagram." Wie man aus dieser Rede ersieht, hatte der Direktor der Irrenanstalt zu Charenton vollkommen Recht, als er vorausgesagt, daß der Tambour nicht vollständig geheilt werden würde.

11.

Der Verbannte.

An einem frischen, heitern Morgen im September des Jahres 1815 irrte der General der alten Jägergarde, Michelin, den Napoleon nach dem Feldzuge von 1813 zum Divisionsgeneral und zum Groß-Offizier der Ehrenlegion erhoben hatte, in der Umgegend von Straßburg umher, denn er wagte sich nicht hinein in die Stadt, um eine Ueberfahrt über den Rhein zu suchen. Mit inbegriffen in die Ordonnanz vom 24. Juli, welche den größten Theil der Großoffiziere des Reichs verbannte, dankte er es der aufopfernden Liebe seiner Frau und dem Costüme eines Elsassers, mit dem er sich

bekleidete, daß er den Nachforschungen entging, die seinetwegen angestellt waren. Schon viele Stunden umherstreifend, bis zum Tode von Anstrengung und Hunger ermattet, entschloß sich der wackere, ehrenwerthe Michelin endlich, in der ersten besten Behausung die Gastfreundschaft der Bewohner in Anspruch zu nehmen. Gegen Abend hemmte er daher seine Schritte vor einer einzeln daliegenden Herberge, welche eine kleine Strecke von einem nicht unbedeutenden Dorfe sich seinen Blicken zeigte. Der Verbannte blickte um sich, dann trat er dem Hause näher, horchte aufmerksam hin, schielte von weitem durch die Fenster, erblickte nur unverdächtige Gegenstände und Bewohner, und beschloß hinein zu treten. Seine Sprachweise mit seinem Costüme in Einklang zu bringen, bat er in einem Gemisch von Deutsch und Französisch, um ein Abendessen und um ein Lager für die Nacht, und ohne die Antwort des Hausherrn, an den er sich gewendet, abzuwarten, setzte er sich an einen Tisch und machte es sich bequem. Während der Wirth einer Magd die nöthigen Befehle gab, glaubte Michelin zu bemerken, daß ein Mann, der in einer Ecke saß und ruhig seinen Schoppen Bier trank, ihn mit großer Aufmerksam-

keit betrachtete. Er war nur von kleiner, hagerer Gestalt, seine gebräunte Hautfarbe indeß, seine militairische Haltung, vor allem aber die vielen Narben, welche sein Gesicht entstellten, ließen leicht in ihm einen der Soldaten erkennen, welche seit zwanzig Jahren Europa als Sieger durchzogen. Plötzlich sprang der so eben beschriebene Mann von seinem Sitze auf, trat dicht zu Michelin, legte die Hand an sein ergrautes Haar und sprach mit leiser Stimme:

„Entschuldigung, mein General! Mir scheint es, als wenn Ihnen die Uniform, welche Sie jetzt tragen, nicht so gut ansteht, als die der alten Garde."

Der Verbannte, welcher sich erkannt sah und für seine Sicherheit fürchtete, legte die Hand an sein Pistol, welches er in der Tasche trug.

„Ruhig, ruhig, mein General, sprach der kleine Mann, der seine Intention merkte, gebrauchen Sie doch nur den Ihnen eigenthümlichen Scharfblick, und es wird Ihnen leicht werden, den zu erkennen, mit dem Sie es jetzt zu thun haben."

„Ich glaube in der That, daß Sie mir nicht ganz fremd sind, entgegnete Michelin, der Zeit ge-

habt hatte, seinen Gefährten genau zu betrachten. Sind Sie nicht ein Soldat der alten Jägergarde? Habe ich Sie nicht bei Waterloo gesehen?"

„Sie sehen die Dinge vom höchsten Standpunkte an, mein General. Ein Wenig war ich bei der Garde, dessen schmeichle ich mir, aber von Waterloo u. s. w. war keine Rede."

„Sie dienten?"

„Im ersten Regiment der Füselier-Garde, in das ich mich aufnehmen ließ, nach meinem Unglück in Schönbrunn. Ich habe dann die Schlacht an der Moskwa mitgemacht und wäre beinahe lebendig gebraten worden, oder erfroren. Doch unsere Bekanntschaft schreibt sich von früher her. Erinnern Sie sich nicht des kleinen Postens bei der Manufactur? des bewußten Kriegsgerichts? Und der Unterredung, welche ich in Ihrer Gegenwart mit dem kleinen Corporal zu Saint Cloud hatte? Kennen Sie Romeuf nicht mehr, den Tambour der Jägergarde, der ein Rencontre mit dem Sergeanten Bonneville hatte? Gedenken Sie nicht mehr der Zeit, als Sie mein Chef waren und ich Ihnen mein Leben verdankte? Ohne Sie wäre

ich Piff, Paff, Puff gewesen." Bei diesen Worten machte er das Manöver des Todtschießens.

Während der gewesene Tambour so sprach, beobachtete ihn Michelin genauer und erkannte ihn.

„Wirklich, Du bist's, mein armer Romeuf, sagte er zu ihm, indem er sich rasch von seinem Sitz erhob und dem tapferen Soldaten die Hand reichte, jetzt erkenne ich Dich ganz gut. Du bist mir aus den Augen gekommen seit der Affaire — von Wagram. Ich freue mich, Dich wiederzusehen."

„Also gedenken Sie auch noch der Schlacht von Wagram," entgegnete der gewesene Tambour, indem er die Hand seines vormaligen Oberoffiziers ehrerbietig drückte.

„Wir waren ja beide dabei," versetzte Michelin lächelnd.

„Doch getrennt, bemerkte Romeuf. Ich schritt voran. Sie werden sich erinnern, daß ich im Verein mit dem kleinen Corporal dazumal die Schlacht gewann. Wenigstens ist das meine Weise, das Ding anzusehen."

„Das war unter den Trommelschlägern eine abgemachte Sache."

„Wie in der ganzen Armee, fiel der Tambour

Michelin in die Rede. Wenn der Kaiser das in seinen Bülletins nicht einräumen wollte, so war es große Ungerechtigkeit, die ihm alles das folgende Mißgeschick bereitet hat. Doch von etwas Anderem. Trauen Sie meinem Scharfblick, General, hier ist kein sicher Cantonnement für Sie, Sie müssen an einen Rückzug denken und das je eher je lieber."

„So höre, mein braver Bursche, Du kennst das Land und seine Umgebungen. Funfzig Napoleonsd'or, wenn Du bewerkstelligst, daß ich noch diesen Abend den Rhein passire!"

Romeuf fuhr zusammen; Thränen drängten sich in seine Augen und mit bebender Stimme sprach er: „Geld! mir Geld bieten, wenn ich meinem General einen Dienst leisten soll! Dem Romeuf Geld! Und fest preßte er die Hand auf seine Brust. So können Sie das Ding nicht ansehen, mein General!"

„Du hast recht, redlicher Mann, entgegnete Michelin sehr bewegt, der heißeste Dank meines Weibes, meiner Kinder." —

„Das lasse ich mir gefallen. Heut Abend aber geht's nicht mehr. Kommen Sie mit mir nach

Straßburg. Morgen wollen wir die Sache ins Werk richten!"

„Woran denkst Du? Nach Straßburg? Ich würde auf der Stelle schon am Thore arretirt werden, ich habe keinen Paß, ein solches Wagniß wäre tollkühn."

„So sehen Sie das Ding an. Ich aber habe Papiere für uns Beide, sie sind in der besten Ordnung. Die älteren behalte ich, und diese hier sind für Sie. Sie gehörten einem armen Lieutenant zu, dem die Preußen zu Mont Saint Jean den Garaus machten. — Ja, ja, die Russen und Preußen! Nie in meinem Leben sah ich die von einem anderen Gesichtspunkte an. Doch genug davon. — Der arme Lieutenant muß jetzt nach Straßburg aufbrechen, Sie verstehen mich? Bezahlen wir die Zeche und machen daß wir fortkommen. So müssen wir Beide jetzt das Ding ansehn."

Der General Michelin begriff, daß die größte Eile nöthig sey, er bezahlte die geringe Zeche und nach einem zweistündigen Marsch, den sie sich mit Gesprächen verkürzten, zogen Beide ungehindert in Straßburg ein, wenige Augenblicke zuvor, als die Thore geschlossen wurden. Früh am nächsten

Morgen machten sie sich wieder auf den Weg, überschritten die Brücke von Kehl und waren nahe daran, das jenseitige Ufer zu erreichen, als sie plötzlich den Schall von Pferdehufen vernahmen.

„Das sind Gend'armen! rief Michelin bestürzt. Sie verfolgen mich, ich bin verloren!"

„Noch nicht, mein General! Geben Sie mir Ihre Pistolen und eilen Sie, was Sie können, vorwärts."

Kaum hatte Michelin, dem wenig Hoffnung blieb, den Gend'armen zu entgehen, ob es gleich nur ihrer zwei waren, dem ehrlichen Tambour seine Waffen eingehändigt, als auch schon zwei Schüsse fielen und das Pferd des einen Reiters zu Boden stürzte. Der andere Gend'arm stutzte und überlegte, ob er sich auf den Angreifer stürzen sollte; diesen Augenblick benutzte der gewesene Trommler, er eilte zum Brückengeländer und sprang hinauf.

„Der Sieger von Wagram wartet in der That nicht, bis Du mit Deinem Bratspieß heranrückst, er bedankt sich dafür und will lieber auf Deine Gesundheit trinken. So ist wenigstens meine Weise, das Ding anzusehen."

Mit diesen Worten sprang er in den Fluß

und war bald dem Auge entrückt. — Der General Michelin hatte indessen das jenseitige Ufer erreicht und — war gerettet.

Obgleich ein sehr geschickter Schwimmer, mußte Romeuf bei dieser unerwarteten Gelegenheit doch mehr Wasser schlucken, als er gern that. Nichtsdestoweniger erreichte er schon nach einer Viertelstunde das feste Land. Seine erste Sorge bestand darin, irgend ein Dach und Fach aufzufinden, wo er seine durchnäßten Kleidungsstücke trocknen und sich einige Ruhe gönnen konnte; es fiel ihm nicht schwer, eine solche Zufluchtsstätte zu finden, da er in der ganzen Gegend bekannt war.

Als Romeuf sich vor einem guten Feuer so recht behaglich fühlte, hielt er folgendes Selbstgespräch:

„Romeuf, mein guter Kerl, Du bist nicht sicher in einer Gegend, wo es Verfolger und Verfolgte giebt. Du hast einen der Ersteren plötzlich zu Fall gebracht, und einem zweiten ein Schnippchen geschlagen. Du kannst dagegen einwenden, daß Du die Schlacht von Wagram gewonnen hast; die Sache verhält sich so, alle Welt weiß es, wenn es auch einige Vorwitzige giebt, die Zweifel dage-

gen äußern, und es nicht glauben wollen, man mag es ihnen auch mit Beweisen belegen, so viel man will. Aber das schadet nichts. Die Siege sind jetzt freilich, bis auf Weiteres, außer Mode gekommen, man kann die Sieger nicht mehr gut vertragen — die nahrlose Zeit wird aber nicht ewig währen! — Jetzt freilich haben wir keine Conscribirte mehr, doch hagelts dafür ganze Bataillone von Capuzinern, und jede Kirche hat mehr Glocken, als sonst die Mamelucken der alten Garde Trompeten hatten. Die Mittel zum Erwerb sind abgeschnitten. Was mein Geldbeutelchen enthält, ist mein ganzes Hab und Gut. Hundert Livres ungefähr! Das heißt so viel, als fünfhundert Schoppen Bier hier zu Lande, oder hundert Flaschen Wein in Frankreich, oder viele, viele Schnäpschen in irgend einer Herberge. Aber, aber, um davon zu leben, zu bestehen, das geht nicht, und wenn man es noch so spärlich einrichtet. — Von hier nach Paris, das wäre etwas. Der Weg ist schön — ganz gepflastert mache Dich auf die Reise, alter Bursche, in sechs Tagen kannst Du dort seyn! — Wohlan, so verlasse ich meinen jetzigen Posten. Morgen mit dem

Frühesten, wie zu Wagram. So will ich das Ding nun ansehen!"

Und wirklich nahm der Extambour noch an demselben Abend Abschied von seinen Wirthsleuten und der frühe Morgen schon fand ihn auf der Straße nach Paris. Er trug seine kleine Habe an Kleidungsstücken und Papiere, in einem Tuche gebunden, an das Ende eines Stockes befestigt und schritt unverdrossen weiter, gönnte sich nur wenig Rast und erreichte in der That nach sechs Tagen das ersehnte Ziel, die Hauptstadt Frankreichs, ohne daß der arme Schelm auch nur die geringste Aussicht hatte, dort eine ruhige Versorgung zu finden. Der einzige Gedanke, welcher ihm Muth und Kraft gab, war die Ueberzeugung, daß der Sieger von Wagram schon seine Stellung finden würde.

Vierzehn Tage vergingen, und Romeuf gewöhnte sich nach und nach an den Anblick der weißen Kokarden und der Preußen, deren Trommelschlag und Uniform ihn vor einem Jahre in die größte Wuth versetzt hatten. Er begann nun zu überlegen, auf welche Art er sich seinen Unterhalt verschaffen könne, denn wir müssen es eingestehen, seine wenigen Mittel näherten sich ihrem Ende. Er klopfte vergebens

an manche Thüren, überall wurde er unter nichtigen Vorwänden abgewiesen.

„Ich muß gestehen, sprach er zu sich selbst, die Art und Weise, die Dinge anzusehen, hat sich gewaltig in der Hauptstadt verändert, seit Er nicht mehr regiert. Was thuts! Gott ist groß! sagte jener Mameluck zu mir. Ja, ja, da kann er Recht haben, der Abdallah Tralela; aber was ganz ausgemacht ist, daß die Pariser sehr klein sind, in ihrer Weise die Dinge anzusehen."

Als der Extambour eines Morgens, um sich die Zeit zu vertreiben oder aus alter Gewohnheit, in die Tuilerien schaute, um die Wache aufziehen zu sehen, glaubte er in dem Chef des Bataillons der königlichen Garde seinen ehemaligen Sergeanten Bonneville zu erkennen. Nach einem nochmaligen schärferen Hinblicken überzeugte er sich, daß er sich nicht geirrt hatte.

„Es ist doch alles aus, sprach der arme Romeuf traurig vor sich hin, es ist alles anders geworden! Dem kann man es indeß nicht verdenken, der kleine Corporal hatte es nie gut mit ihm im Sinne. Es geht mit ihm wie mit mir, es war auch Eifersucht die Ursache. — Das hat ihm denn

auch Unglück genug gebracht; jene war Schuld an Allem. Die Ungerechtigkeit ist die Mutter aller Uebel auf Erden, wenigstens sehe ich das Ding so an."

Unter diesen trüben Betrachtungen hatte der gewesene Tambour sich unwillkührlich dem Wachtposten genähert und stand jetzt dem commandirenden Offizier desselben gegenüber; es war in der That Bonneville. Der Letztere erkannte augenblicklich seinen gewesenen Kameraden, er streckte ihm die Hand hin und rief freudig aus:

„Da ist ja unser Sieger von Wagram!"

„Ich bin es selbst, Herr Commandant," erwiederte Romeuf und legte nach alter Gewohnheit die Hand an seine Mütze.

„Ich sehe mit Vergnügen, fügte er etwas schadenfroh hinzu, daß Sie nachgrade doch avancirt sind."

„Du weißt noch gar nicht, wie viel, erwiederte Bonneville. Nach der Rückkehr Bonaparte's von der Insel Elba wurde ich gleich zum Commandanten der königlichen Volontairs ernannt."

„So — so — so!" versetzte Romeuf, jedesmal mit anderem Accente.

„Ich wünsche nur noch etwas, fuhr der gewesene Sergeant fort, und ich hoffe, der König wird mir diese Gunst nicht versagen, es ist das Kreuz des heiligen Ludwig."

„Ich würde nun das unscheinbare Ding des kleinen Corporals vorgezogen haben — mir wäre das lieber gewesen."

„Ich hielt Dich für todt. Man sagte mir, Du wärest im Hospital gestorben, sprach Bonneville, um der Unterredung eine andere Richtung zu geben. Ich bin froh, daß dem nicht so ist. Was treibst Du denn jetzt?"

„Nichts, Commandant, gar nichts. Ich bin disponibel; bin so gewissermaßen zum Civilstande übergetreten." — —

„Warum hast Du denn Deine Trommelschlägel an den Nagel gehängt?"

„Den Mißgriff habe ich nur begangen, weil man mir sagte, daß die neue Regierung nur der Geistlichkeit zugethan wäre, und da dachte ich denn — —"

„Thorheit, Thorheit, unterbrach Bonneville seinen gewesenen Kameraden, die neue Regierung

weiß treue Dienste auch zu schätzen. Warum suchst Du keine Anstellung?"

„Warum ich nicht suche. Ach, wie lange schon suche ich darnach. Ueberall angeklopft, überall abgewiesen. Entweder ich war zu klein, oder zu alt, oder kränklich, kurz ein Vorwand war stets zur Hand. Selbst bei den Gebrüdern Franconi bin ich gewesen, ich wollte zu ihren militairischen Evolutionen die Trommel schlagen. „Wir brauchen dazu einen Neger," lautete die Antwort. Dem Sieger von Wagram bleibt keine Aussicht, so sehe ich wenigstens das Ding an."

„Hast Du keinen Verwandten, keinen Freund, bei dem Du bessere Zeiten abwarten könntest?"

„Keinen in dieser Welt, Commandant. Freunde hat der Hülfsbedürftige selten in diesen Tagen, und Sie wissen vielleicht, daß ich weder Vater noch Mutter gekannt habe. In Revourdin, Departement der Rhone, lag ich auf einem Kartoffelsack — ein hartes Lager für ein zartes Kind, nicht wahr?"

Das Gesicht Bonneville's sprach Rührung und Theilnahme aus. Er sagte im wohlwollenden Tone:

„Armer Romeuf, sage mir, kann ich etwas für Dich thun?"

„Wenn man Ihre Art und Weise hat die Dinge anzusehen, so findet sich vielleicht — —" bemerkte der gewesene Tambour.

„Halt da, ein glücklicher Gedanke, fiel ihm der commandirende Offizier in die Rede, mein Schwager ist Oberlieutenant der Bürgergarde, ich will ihn ersuchen, Dich als Tambour-Major bei einem seiner Bataillone anzustellen. Bist Du damit zufrieden?"

„Dieser Vorschlag, Commandant, macht mir um so mehr Freude, als er ganz und gar mit meiner Weise die Dinge anzusehen übereinstimmt."

„Da hast Du meine Adresse, komm morgen, nachdem die Wache abgelöst ist, zu mir. Auf Wiedersehen!"

Romeuf stellte sich zur festgesetzten Zeit pünktlich bei seinem gewesenen Kameraden ein und fand den freundlichsten Empfang und die besten Aussichten für die Zukunft. Schon nach einigen Wochen stolzirte der gewesene Tambour der alten Jägergarde als Tambour-Major vor einem Bataillon

der Bürgergarde. In den ersten Tagen seines Dienstes hatte er den unter seinem Commando stehenden Trommelschlägern mitgetheilt, wie er allein die Schlacht von Wagram gewonnen hatte.

12.

Schluß.

Im Monat April des Jahres 1830 las man in einem der vorzüglichsten französischen Journale folgenden Artikel aus Paris:

„Gestern fand hier eine rührende Feierlichkeit statt. Es galt dem Tambour-Major eines der schönsten Bataillone des Bürgermilitairs die letzte Ehre zu erweisen. Wer den verstorbenen Romeuf nicht gekannt hat, wird sich gewundert haben, bei dieser Gelegenheit eine so große Menschenmasse versammelt zu sehen, in der man die vornehmsten Oberoffiziere, ein Detaschement der Bürgergarde, ein Peloton Linientruppen und eine ganze Depu-

tation Trommelschläger aller Bataillone gewahrte. Unter den Offizieren, welche zu der ehemaligen großen Armee gehörten und dicht hinter dem Sarge gingen, bemerkte man einen General in seiner Staatsuniform, der sich nicht nur durch seine vornehme Haltung, sondern auch durch den tiefen Schmerz auszeichnete, der aus seinem Antlitz sprach. Es war der General-Lieutenant Michelin, unter dem Romeuf lange Zeit gedient hatte.

„Herr Ducantal, Advokat und Capitain des Bataillons, zu welchem Romeuf gehörte, hat an dem Grabe des wackern Tambours eine Rede gehalten, welche besser und wahrer, als alles, was wir hier sagen könnten, die große Theilnahme rechtfertigt, die eine solche Menschenmenge hier vereinte.

„Meine Herren, sprach Herr Ducantal, wer sollte, wenn er diese große Versammlung hier überschaut, wer sollte glauben, daß es sich nur darum handele, einem einfachen Trommelschläger die letzten Ehrenbezeugungen zu erweisen! Aber dieser Trommelschläger war, um uns des hochherzigen Ausdrucks des erhabenen Marschalls von Lobau zu bedienen, in seiner Art ein Bild unseres militairischen Ruhmes. Daher kommt es, daß jeder von uns sich

beeilt, diesen edlen Ueberresten unserer vormaligen Armee seine Huldigung darzubringen.

„Romeuf, zu Revourdin geboren, war kaum fünfzehn Jahre alt, als er freiwillig zur Vertheidigung des Vaterlandes sich stellte. Als Tambour in der 32. Halbbrigade machte er alle ersten Feldzüge in Deutschland mit, und war einer der Braven, welche die Donau durchschwammen. Ueberall machte er sich durch seine gute Aufführung und seinen Muth bemerkbar. Das aber war erst das Präludium zu seinen späteren glänzenden Thaten, welche ihm die Ehre zusichern, das Pantheon zu zieren. Bei der Schlacht von Arcole gewann er die Ehrentrommelschlägel. Er wurde in die Consulargarde versetzt, später trat er in die kaiserliche Garde ein, und zuletzt als Tambour-Major in unsere ehrenwerthe Legion, wo jeder von uns stolz darauf war, ihn zu unserem Cameraden zu zählen.

„Ein Ehrendiplom, unterschrieben von Napoleon, verlieh ihm das Kreuz der Ehrenlegion, welches das ganze Glück des wackeren Trommelschlägers ausmachte; noch auf seinem Sterbebette

gereichten ihm diese Zeichen der Kaiserlichen Anerkennung zum Trost.

„Die Zahl seiner Heldenthaten auseinanderzusetzen, meine Herren, würde uns hier zu weit führen, es genüge uns, zu bemerken, daß der wackere Tambour Romeuf vierzehn Mal verwundet wurde, und daß Austerlitz, Jena, Eylau, Friedland und Wagram Zeugen seiner außerordentlichen Tapferkeit waren. Seine erste Schlacht war die bei Jemappe, seine letzte die bei Waterloo.

„Indem wir das Andenken des muthigen Romeuf bei dieser traurigen Veranlassung ehren, meine Herren, ehren wir unsere ganze Armee, fuhr Ducantal fort, möge dieselbe in der Huldigung, die wir dem einzelnen Tapferen darbringen, ein Gefühl der Verbrüderung erkennen, welches uns mit ihr vereint, möge sie daraus die Ueberzeugung gewinnen, daß die Legion der Bürgergarde sich stets glücklich schätzen und stolz darauf seyn würde, ihre Reihen den Vaterlands-Vertheidigern zu öffnen, wenn die Zeit der Ruhe sie zurück an ihren Heerd ruft.

„Ruhe sanft also, Du wackerer Romeuf. Auf

Wiedersehen in einer bessern Welt! — Hienieden wird Dein Name fortleben und in unserm Pantheon aufgezeichnet werden!" —

Mit diesen Worten schloß Herr Ducantal seine Rede, welche unter der Versammlung die allgemeinste Bewegung hervorgebracht hatte. Mehrere alte Waffenbrüder des Verstorbenen weiheten ihm bei seiner Ruhestätte Thränen der Erinnerung, unter ihnen ein Herr Bonneville, ein General-Einnehmer des Departements zu N. Dieser rief noch einige Worte hinab in das offene Grab, man konnte sie aber nicht verstehen, die höchste Rührung erstickte seine Stimme. Der Major der Bürgergarde forderte endlich den Generallieutenant Michelin auf, die traurige Feierlichkeit zu beendigen. Der ehemalige Chef des Dahingeschiedenen schritt hinzu und warf die erste Schaufel Erde auf den Sarg des Tapferen. — Man war genöthigt, den General Michelin zu seinem Wagen zu führen.

Der General-Einnehmer Bonneville war kaum wieder aus Paris bei seiner Familie in N. einge-

troffen, als ihm durch die Post von Paris ein sorgfältig verschlossenes Kästchen zugesandt wurde, welches die Aufschrift trug: An den Herrn Grafen von Bonneville, ehemaligen Unteroffizier der alten kaiserlichen Jägergarde, Obristlieutenant der königlichen Garde, Offizier der Ehrenlegion, Ritter mehrerer Orden, jetzt General-Einnehmer des Departements N.

Das Ausführliche und die Seltsamkeit dieser Aufschrift überraschte den alten Militair. „Der mir das aus Paris sendet, hätte es mir vor einigen Tagen übergeben können, als ich dort war, sprach er zu sich selbst, hat aber meine Wohnung vielleicht nicht gewußt. Wir wollen doch sehen, was das saubere Kästchen enthält."

Bonneville ließ sich dasselbe in sein Cabinet tragen und verschloß die Thür. Eine gewisse feierliche Stimmung, eine seltsame heilige Scheu hatte ihn beschlichen, eine Ahnung sagte ihm, daß sich ihm eine herzergreifende Ueberraschung bereite. Mit zitternder Hand öffnete er den Kasten und fand zu seinem Erstaunen folgende Gegenstände mit schwarzem Trauerflor umwunden: Zwei Ehrentrommelschlägel in Silber, ein Kreuz der Ehren-

legion, einen goldenen Ring, ein altes schwarzledernes Portefeuille, welches die Dienstzeugnisse des Tambour Romeuf enthielt, und einen Degen, dessen schartige Klinge den häufigen Gebrauch genugsam darthat. Diesen Dingen war ein Schreiben zugesellt, das Bonneville hastig erbrach und folgende Zeilen las:

„Mein Herr Graf!

„Indem ich die Ehre habe, Ihnen folgende Gegenstände zu übersenden, erfülle ich den letzten Willen des Tambour-Major Romeuf. Dieser brave Soldat, so ruhig auf seinem Sterbebette, wie auf dem Schlachtfelde, ließ mich vor ungefähr acht Tagen zu sich rufen und händigte mir diesen theuern Nachlaß ein, mit dem Bemerken, daß, wie er die Dinge ansehe, niemand würdiger sey, sein Erbe zu seyn, als der wackere Herr Bonneville, sein ehemaliger Sergeant, dem er seine jetzige Stellung verdankte. Ich entledige mich dieses Auftrages und habe die Ehre, mich zu nennen

Major L. der Bürgergarde."

Nach Lesung dieses Schreibens perlten einzelne Thränen aus den Augen des wackeren Mannes

auf das heilige Vermächtniß. Die ruhmvollen Ehrenzeichen des tapfern Romeuf wurden fortan wie Familientrophäen in den Speisesaal des General-Einnehmers aufgehängt und von den Mitgliedern seiner Familie mit heiliger Ehrfurcht betrachtet.